Licht und Schatten.

Amerikanischer Novellenkranz

von

Mrs. Emma D. E. N. Southworth.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Marie Heine.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1857.

Licht und Schatten.

Amerikanischer Novellenkranz

von

Mrs. Emma D. E. N. Southworth.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Marie Heine.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1857.

Die drei Schwestern.

Die drei Schwestern.

Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Zank? Wo ist Klagen? Wo sind Wunden ohne Ursach? Wo sind rothe Augen?

Nämlich, wo man beim Wein liegt, und kommt auszusaufen, was eingeschenket ist.

Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein.

Aber darnach beißt er wie eine Schlange, und sticht wie eine Otter.

Sprüche, XXIII. 29—32.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Habe Geduld mit mir, liebe Leserin, wenn ich an den heiteren Festtagen ein ernstes Wort spreche. Habe Geduld mit mir, wenn ich einen Augenblick innehalte, um inmitten des großen, allgemeinen Freudengesanges

auf die tiefen Töne, auf das leise, unbeachtete Klagen, auf das halbunterdrückte Wimmern des Leidens, der Armuth, des Elendes und Kummers zu lauschen. Es geschieht dies, weil Du vielleicht doch in all' Deiner Freude daran denken wirst, jenes Elend zu mildern.

Weihnachten, das eigentlich naht, um allen Menschen auf Erden Freude zu bringen, und das doch nur das Glück des Glücklichen vermehrt, — Weihnachten, das religiöse und frohe Fest, erhöhet unbedingt die Leiden des Armen. Es naht sich in einer Jahreszeit, während welcher der Mangel am fühlbärsten für ihn ist, es stellt die hervorstechendsten Punkte des Contrastes zwischen Arm und Reich in das grellste Licht. Dieser Contrast macht sich eben am fühlbarsten, wenn Du, liebe Leserin, von Deinem Standpunkte aus stufenweise in die unteren Volksschichten hinabsteigst, bis zu dem Aermsten der Bettler in den Straßen. Wir Alle kennen die Macht der Gegensätze. Der Unterschied zwischen dem Glücklichen und dem Nothleidenden zeigt sich aber nie auffallender, als zur Weihnachtszeit, denn es werden zu jener Zeit die Prüfungen des Letzteren vermehrt, — sie können ihnen nicht entfliehen, — der Reiche und Arme haben ihre Wohnungen zu nahe bei einander, als daß dies möglich wäre.

Hast Du jemals ein armes Weib am Weihnachts- oder Neujahrsabend über den belebten, hellen, heiteren Markt gehen sehen? Ein eigenthümlicher Zauber zieht sie hierher, um sich selbst zu martern, durch den An-

blick des Ueberflusses, der für ihre Mittellosigkeit unerreichbar ist, der Freude, die ihres Kummers zu spotten scheint, — ach, selbst die nöthigsten Lebensbedürfnisse, gewöhnliches Brod und Butter reizen und verstärken die Begier des Heißhungers, den sie nicht stillen kann! — Hast Du ihre eingefallene Wange, ihren hungrigen Blick gewahrt? Wenn Du nichts davon gewahrt hast, so waren Deine Augen von dem Lichte so geblendet, Deine Ohren durch den fröhlichen Lärmen so betäubt, Dein Geist war von dem Einkaufe des Truthahns so in Anspruch genommen, daß Du, ohne es zu wissen, bei jeder Wendung an sie angestreift bist, ihr auf die Füße getreten und sie von ihrem Platze verdrängt hast. Hättest Du sie gesehen, so würdest Du ein Brod und ein Pfund Butter in ihre leeren Hände gelegt haben, — sie hatte ja keinen Korb mit sich, folglich auch keine Geschäfte auf dem Markte.

Wie schreiend waren die Gegensätze, die sich hier berührten! Was glaubst Du wohl, das sie dabei empfunden haben mag? Du fühltest es nicht, denn sonst würdest Du sie mit einem Huhne zu ihrem Neujahrsessen beschenkt, oder den Appetit auf Dein eigenes Mahl verloren haben. —

Hast Du jemals am Weihnachts- oder Sylvesterabende ein armes, kleines Kind gesehen, wie es sehnsüchtig nach den Schaufenstern eines Spielwaarengewölbes, oder einer Conditorei blickte, während es recht

gut wußte, daß alle diese Dinge ihm nicht bestimmt seien? Du wirst hierauf vielleicht gleichgültig entgegnen, daß „Spielwaaren und Backwerk nicht zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehören, daß Kinder recht gut ohne dieselben leben können," und das können sie auch, wenn sie solche Dinge nie gekannt haben, wenn sie andere Kinder nicht in deren Besitze sahen. Da dies nun aber doch der Fall ist, so ist dies eine Entbehrung für sie, — eine Entbehrung, die, wenn sie auch nicht zu den physischen gehört, deshalb nicht minder schmerzlich empfunden wird.

Mein Bestreben ist es, das Vorhandensein des Leidens durch die Contraste zu beweisen. Ich habe keineswegs die Absicht, Dich, meine Leserin, traurig zu stimmen, ich möchte nur, daß Andere durch Dich glücklich würden; ich will über Deinen Sonnenschein keine trüben Wolken ziehen, sondern nur einen Strahl Deines Sonnenscheines benützen, um die Wolken Anderer damit zu vergolden. Ich wünsche von Dir, daß „Du der Armen gedenkst," besonders in der Neujahrszeit, „daß Du der Armen gedenkst, die Du jederzeit um Dich hast." Ich begehre, daß Du die streitige Frage, ob das Almosengeben auch dienlich sei, vergißt, denn zum neuen Jahre ist es gewiß und wahrhaftig dienlich.

Es erscheint Dir im ersten Augenblicke als eine ungeheure Ausgabe, alle unsere armen Nebenmenschen der drückendsten Armuth zu entreißen, wenn man eben

die ganze arme Umgebung im Auge hat, — allein in verschiedene Theile zerspalten, ist es nur eine unbedeutende Kleinigkeit, — denn höre nur! Jeder Mann, oder jedes Weib in guten Verhältnissen hat seine oder ihre besonderen Bekanntschaften unter den Armen, — sie sind vielleicht weder tägliche Gefährten, noch vertraute Freunde von ihnen, allein sie kennen dieselben doch. — Ein sehr kleines Geschenk, das im Verhältniß zu Deinen jährlichen Ausgaben, meine liebe Leserin, sehr unbedeutend ist, würde das Elend von einigen Deiner bedürftigen Mitmenschen erleichtern, die Freuden des Neujahrs würden dadurch mehr vertheilt, und die Schärfe des in jetziger Zeit so übertriebenen Contrastes könnte auf die Weise gemildert werden. —

Nun, da Du, liebe Leserin, die Pille verschluckt hast, sollst Du Dich auch der süßen Ueberzuckerung derselben erfreuen; nun Du den bittern Trank getrunken, sollst Du auch mit dem perlenden Schaume gelabt werden; nun Du die kleine Predigt mit angehört hast, sollst Du auch die kleine Erzählung empfangen, und wenn irgend ein Kind mich etwa mit kindischer Naivetät fragt: „Ist sie wahr?“ — so kann ich ihm antworten, daß jedes Wort davon wahr ist.

Zweites Kapitel.

Die drei Häuschen.

Es bildet einen Charakterzug unserer großen, ausgedehnten Stadt Washington, daß die Ebbe und Fluth des Geschäftslebens sehr in's Auge fallend ist. Während der Versammlung des Congresses herrscht in der Stadt ein so reges, geschäftiges Leben und Treiben, wie es nur in den lebhaftesten Straßen New-Yorks oder Londons der Fall sein kann; ist der Congreß jedoch wieder auseinander gegangen, so erinnert ihr einsames Ansehen fast an Goldsmith's ödes Dorf. Dies übt auf alle Gewerbtreibenden, von dem reichen Großhändler bis auf die einfache, arme Näherin, einen bedeutenden Einfluß aus. Alle Klassen, von den Hôtelbesitzern bis auf den Knaben, der seine Austern mit trompetenähnlicher Stimme ausruft, von dem Präsidenten bis zum Buchdrucker, müssen während der Congreßsitzung übermäßig angestrengt arbeiten, und haben in der Zwischenzeit dann so gut wie Nichts zu thun. Unsere Geschichte beschränkt sich jedoch auf die bescheidenste Klasse der Geschäftsleute, — auf eine einfache Näherin.

Es war im Winter des Jahres 184—, als Mrs. S—, die Gattin des Richters S—, eines Senators von Mississippi, gleich den übrigen Damen des Südens und Westens nach Washington gekommen war, und zwar in keiner andern, als in der höchst achtungswerthen

Absicht, unsere Stadt dadurch zu beehren, daß sie bei unsern Kaufleuten, Juwelieren und so weiter ihre Einkäufe machte, und dieselben dann von unsern Putzmacherinnen, Schneiderinnen und Näherinnen verarbeiten ließ, um vielleicht, — denn ein klein wenig Unredlichkeit liegt bei allen solchen Sachen zu Grunde, — also, um vielleicht die neuesten Moden zu erhalten, welche unsere Putzmacherinnen und so weiter in Erwartung ihrer Kunden aus den östlichen Städten hatten kommen lassen.

Nun gut! — Mrs. S — war gekommen, hatte eine ungeheure Masse von Einkäufen gemacht und war nun mit ihrem Latein zu Ende, denn sie wußte nicht, wo sie eine Schneiderin finden sollte, die im Stande war, ihren herrlichen Atlas und Sammet für die Saisonzeit zu verarbeiten. Mrs. Polk's Empfangsabend war für nächsten Freitag festgesetzt, dem am Sonnabende ein glänzender Ball, den Madame B — gab, folgen sollte. Diese Woche und die nächstfolgende waren zu einer Reihenfolge prachtvoller Gesellschaften bestimmt, welche die Gattinnen der ausländischen Gesandten und der Mitglieder des Kabinets geben wollten.

Die Schöne vom Mississippi war abgespannt, entmuthigt, unglücklich. Es war unumgänglich nöthig, zu einer jeden dieser Gesellschaften einen andern Anzug zu haben, und sie konnte, trotzdem sie fast zwei Dritttheile von Washington durchwandert hatte, nicht eine Schneiderin auffinden, die im Stande war, die ihr übertra-

gene Arbeit zu übernehmen. Zufälliger Weise traf es sich, daß ich, während sie auf einer ihrer Expeditionen nach Schneiderinnen unterwegs war, meine Karte bei ihr abgab. Sie erwiederte meinen Besuch am folgenden Tage und die Verzweiflung über ihre fruchtlosen Nachforschungen durchbrach die etwas steife Ceremonie einer Morgenvisite. Ich war in dem glücklichen Falle, hierdurch der Dame und noch einer andern Person einen Dienst erweisen zu können.

Es giebt in Washington Vorstädte, welche von Fremden selten, von den Gattinnen der Senatoren aber niemals besucht werden. Ich erinnerte mich, in einer dieser Vorstädte an dem nettesten kleinen, zweistöckigen Häuschen, mit dem reizendsten Gärtchen und Hof, den man sich denken kann, die Firma einer Schneiderin gesehen zu haben. Aus der großen Entfernung dieser Wohnung von dem vortheilhafter gelegenen Stadttheile schloß ich, daß jene Frau nur eine mäßige Beschäftigung haben konnte. Ich erbot mich, die Dame nach jenem Hause zu begleiten, und da keine Zeit zu verlieren war, so machten wir uns augenblicklich auf den Weg. Wir kamen bei den drei kleinen Häusern an.

Ich muß jene Oertlichkeit beschreiben, denn es war ein allerliebstes Plätzchen. Es ist der östliche Abhang des Kapitol-Hügels, der sich nach dem Anacostia River abflacht und ihn in einer Entfernung von einigen Meilen erreicht. Im Sommer ist es ein gar schöner Ort; der Boden ist mit hohem, weichem, grünem Grase be-

wachsen, über den einige zerstreute, alte Waldbäume ihren Schatten warfen, zwischen denen junges, frisches Buschholz wuchert; hier und da liegt ein kleines Haus mit großem Garten. Diese kleinen Besitzungen sind gewöhnlich das Eigenthum der Tagearbeiter in dem Schiffszimmerhofe und anderer armer, aber fleißiger und mäßiger Menschen, die durch den niedern Preis des Landes in diesem Theile der Vorstadt in den Stand gesetzt werden, sich hier anzukaufen. — Ich weiß, daß dort unter der Hand kleine Besitzungen für einen und ein halb Cent der Fuß verkauft worden sind. —

Wir Beide, Mrs. S — und ich, hatten fast die halbe Strecke Weges zwischen dem Gipfel des Kapitol-Hügels und dem Flusse zurückgelegt, als wir an eine Straße, oder vielmehr auf einen Grasplatz kamen, denn im Sommer ist die Mitte derselben grün und unbetreten, gleich dem Rande eines Baches. Wir gingen diesen Grasplatz entlang, auf dem nur drei Häuser standen. Ich nannte sie die drei kleinen Häuschen. Sie standen alle in einer Reihe, allein nicht dicht neben einander, sondern mit einem großen, freien Raum zwischen einem jeden. Die kleine Häusergruppe stand allein, und doch sah sie nicht einsam aus, denn hier und da leuchteten noch mehr dergleichen weiße, nette Häuschen aus dem dunkeln Laubwerk hervor. Alle drei Häuser waren klein, zwei Stock hoch, weiß angestrichen, mit grünen Jalousien, und ein jedes stand in der Mitte des dazu gehörigen Gartens. Das Haus, in welches

wir hineingingen, war das erste in der Reihe. Ich war niemals vorher darin gewesen, sondern hatte es nur im Vorübergehen bemerkt. Jetzt fiel es mir auf, daß, obgleich alle drei Häuschen sehr nett aussahen, dieses doch das sauberste und netteste war. Der Anstrich des Hauses und der Hecke war weiß wie Schnee, und der Gang von Backsteinen, welcher vom Thore in das Haus führte, war mit einem lebhaften Hochroth gefärbt.

Wir traten ein und klopften an die Thüre, die uns von einer kleinen, schmächtigen Frau geöffnet ward, deren zarter Teint, flachsfarbenes Haar und blaue Augen durch ihre Wittwentracht von schwarzem Wollstoffe vortheilhaft gehoben wurden. Das Innere des Hauses war ein förmliches Wunder von Helle, Sauberkeit und Reinlichkeit; glänzendes Kupfergeschirr, funkelnde Gläser und muntere Farben in dem Stubenteppiche gaben dem Häuschen ein heiteres Ansehen. Wir gingen in das Hinterzimmer, wo der hübsche, selbstgefertigte Teppich, die freundlichen Tapetenrouleaux von dem Fleiße und der Sparsamkeit der kleinen Wittwe ein rühmliches Zeugniß gaben.

Mrs. S — trug sogleich ihr Anliegen vor, und fand in der kleinen Wittwe, deren Name, wie wir erfuhren, Fairfield war, eine sehr bereitwillige Arbeiterin. Wir brachen nach kurzem Aufenthalte wieder auf und kehrten nach der „Stadt" zurück, mit welcher rühmlichen

Benennung die Umgebung der Pennsylvania Avenue beehrt wird.

Ich ging hinweg, konnte aber die drei kleinen Häuschen nicht sobald vergessen, — sie zogen mich an, sie interessirten mich wegen ihrer Nettigkeit, Schönheit und Absonderung. Ich hatte gesehen, daß sich in dem mittelsten Häuschen ein kleiner Laden befand, an dessen Fenstern Breter mit Candiszucker, Büchsen mit Schieferstiften, thönerne Pfeifen, Talglichter, Aepfel und dergleichen angebracht waren; allein der Laden schien einer zu bescheidenen Gattung anzugehören, um mit einer Firma und dem Namen des Eigenthümers zu prangen.

Bis zum Frühling sah und hörte ich nichts wieder von den drei Häuschen; da ich zu jener Zeit aber mit Arbeit überladen war, suchte ich die kleine Näherin wieder auf. Ich fand die Häuser noch eben so weiß wie Schnee in ihren grünen, blühenden Gärten, und die kleine Wittwe noch eben so sauber, geschäftig und heiter, als früher. Da ich mich sehr ermüdet fühlte, blieb ich einige Stunden sitzen, und die kleine Näherin, die sehr gesprächig war, erzählte mir die Geschichte der drei Häuschen und ihrer Bewohner. Diese Geschichte und ihre Lösung war ziemlich interessant, und ich will sie mit meinen eigenen Worten wiedergeben.

Drittes Kapitel.

Die drei Schwestern.

Mrs. Anderson war Wittwe und besaß drei Töchter; Mary, die Aelteste, zählte zwölf Jahre, Ellen zehn und Lydia erst zwei. Sie erhielt sich und ihre kleine Familie durch Teppichwirken, eine Beschäftigung, welche ihr, da sie nur wenig Concurrenz dabei hatte, genügende Arbeit und gute Bezahlung sicherte. Mrs. Anderson hatte ihre Kinder in eine öffentliche Schule geschickt, wo sie eine gewöhnliche, gute Erziehung genossen. Außerdem war es ihr möglich gewesen, so viel Geld zu ersparen, daß sie im Stande war, drei Stücken Landes in jener östlichen Vorstadt zu kaufen, wo das Land zu jener Zeit zwar wohlfeil war, nach allem Anscheine aber im Preise steigen mußte. Diese Grundstücke bestimmte sie zu der Aussteuer ihrer Töchter, von denen sich Mary, die Aelteste, in ihrem siebzehnten Jahre mit einem jungen Zimmermanne, Namens Fairfield, verheirathete. Dieser erbaute nun auf dem seiner Braut bestimmten Grundstücke das erste Häuschen in der Reihe, richtete es sich nett und wohnlich ein, und das junge Paar richtete sich dann seinen Haushalt ein.

Im dritten Jahre nach ihrer Verheirathung, als sie die Eltern zweier Kinder geworden waren, wurde die zweite Schwester, Ellen, mit einem jungen Manne vermählt, welcher die Kunsttischlerei betrieb. Diese

Heirath erfreute sich der Billigung der verwittweten Mutter keineswegs, denn sie widersetzte sich derselben lange und auf das Bestimmteste und gab endlich, nur durch die Thränen und Klagen der zweiten Tochter erweicht, ihre Einwilligung mit schwerem Herzen. Es lag in Mr. Bohrer's Antlitz, in dem Ausdrucke seiner Züge und seinem ganzen Wesen Etwas, das ihr nicht gefiel, und das auch allen Beobachtern, ausgenommen seinem liebenden Mädchen, äußerst unangenehm auffiel. Und doch war er ein ganz hübscher, schwarzäugiger, munterer Bursche, mit vollkommen tadellosem Benehmen. Das Unerklärliche in ihrem Vorurtheile gegen den jungen Mann war vielleicht die Ursache, daß die Mutter ihren Widerstand endlich aufgab. Leider hatte ihr Instinkt sie nicht getäuscht, wie die Fortsetzung unserer Geschichte nur zu klar beweisen wird.

Sie gab ihm ihre Tochter Ellen, und deren Mitgift, das Grundstück neben demjenigen der Fairfields. Bohrer schloß mit seinem Schwager einen Vertrag, daß ihm dieser sein Häuschen bauen sollte, was auch geschah. Bald nachdem es vollendet war, bezog er es; allein die Schwierigkeit, sich die tausend und abertausend kleinen Nothwendigkeiten eines Haushaltes zu erwerben, brachte Bohrer nach kurzer Zeit auf den Einfall, in dieser bescheidenen Vorstadt einen kleinen Laden anzulegen. Er stattete das Vorderzimmer mit Regalen, einem Ladentische und dergleichen aus, und schaffte sich einen kleinen Vorrath von Gewürzwaaren, trockenen

Gemüsen und all' den verschiedenen Kleinigkeiten an, die man in den Kaufläden kleiner Städte oder Vorstädte gewöhnlich findet. Sein kleiner Handel fing bald an zu gedeihen, denn die in der Nähe wohnenden Tagearbeiter wendeten ihm ihre Kundschaft zu. Wäre er hier stehen geblieben, so würde Alles recht gut gewesen sein. Allein es ereignete sich öfters, daß an einem kalten Abende dieser oder jener Arbeiter frierend und schauernd hereinkam, und einige seiner Nachbarn und Mitarbeiter antraf, die, gleich ihm, ihre Einkäufe machten und von dem erhaltenen Wochenlohne den Bedarf ihrer Familie an allerlei kleinen Vorräthen mitnahmen. Einer oder der Andere sprach dann wohl:

„Verdammt noch 'n Mal, Bohrer, warum haltet Ihr nur nicht Etwas zum Trinken in Eurem Laden?"

Was Bohrer selbst anbelangte, so hatte er in dieser Beziehung durchaus kein Bedenken, sondern nur seines Weibes und seiner Schwiegermutter Widerwillen gegen den Verkauf von geistigen Getränken übte in dieser Hinsicht einen gewissen Zwang auf ihn aus; allein er besaß nicht den moralischen Muth, dies einzugestehen.

„Oh — oh!" antwortete er dann in gedehntem Tone, „o — oh, wir sind noch nicht ordentlich eingerichtet, — es ist noch nicht so recht behaglich hier, — wartet nur ein Weilchen."

Endlich war Weihnachten herangekommen. Am heiligen Abende versammelten sich alle Tagearbeiter der

Nachbarschaft in Bohrer's Laden. Alle waren heiter, — so heiter sie sein konnten. Sie bedurften des künstlichen Reizmittels geistiger Getränke durchaus nicht und doch bildeten sie sich ein, daß noch Etwas fehlte.

„Blitz und Knall, Bohrer, warum verkauft Ihr nicht Etwas zum Trinken?“ fragte einer der Männer mit einer Art von komischer Unzufriedenheit. „Habt Ihr Euch denn noch immer nichts zum Trinken angeschafft?“

Bohrer schüttelte lachend den Kopf, wurde aber bald darauf gedankenvoll und schien im Stillen zu rechnen.

„Ueberlegt's Euch nur einmal ordentlich,“ sprach ein Anderer; „wenn Ihr das Nöthige hier zur Stelle hättet, so könnte meine Familie morgen einen Eierpunsch haben, aber nun müssen wir uns ohne denselben behelfen, denn wir können keinen Branntwein bekommen. — Ich mache mir nicht genug daraus, um deswegen noch einmal den langen Wege nach der Pennsylvania Avenue hinaufzutraben, — nicht wahr, Smith? Sagt einmal! — Wenn ich Gesellschaft fände, ginge ich vielleicht hinauf zu Simms. Gehst Du mit, Smith, — oder Du, Adams?“

„Nein, ach nein!“ erwiederten die beiden Gefragten. „Es ist zu weit, — es ist zu kalt!“

„Ja, ja, das ist es auch, und wir sitzen hier so gemüthlich,“ sprach Derjenige, welcher zuerst gesprochen hatte.

Bohrer hatte sich mit dem Arme auf den Ladentisch gestützt, und stand jetzt, den Kopf auf der Hand ruhend, als ein Bild des tiefsten Nachdenkens da. Es waren gegen zwölf bis fünfzehn Männer in seinem Laden, Diejenigen abgerechnet, welche beständig kamen und gingen; Alle hegten den Wunsch, einen Schluck Branntwein zu trinken und für ihre Familien welchen mit nach Hause zu nehmen, allein Keiner von ihnen machte sich für jetzt genug daraus, um den weiten Weg in die Stadt deshalb noch einmal zurückzulegen. Dies waren seine wöchentlichen Kunden. Viele von ihnen nahmen jetzt ihre Körbe auf, um heim zu gehen.

„Hört einmal, Freunde," begann Bohrer, sich emporrichtend, — „ich gedenke in den Feiertagen einige vorzüglich gute Spirituosen hier zu haben, — nur um Euretwillen, — nur um der Bequemlichkeit meiner Kunden willen, wißt Ihr."

„Gut, gut!" — „Das ist brav!" — „Das thut!" — Dies waren die verschiedenen Ausrufe, mit denen diese Ankündigung von der fröhlichen Gesellschaft, die jetzt aus dem Laden eilte, aufgenommen wurde.

Bohrer hielt leider nur zu treulich Wort. Am zweiten Tage nach Weihnachten ließ er sich ein Faß Branntwein und ein Faß Whiskey bringen und verschaffte sich zu gleicher Zeit die Erlaubniß, diese Getränke „Glasweise" ausschenken zu dürfen. Als am Sylvesterabend die Arbeiter in seinem Laden kamen, war kein Mangel mehr an „Etwas zum Trinken."

Sie blieben bis gegen zwölf Uhr da und kehrten nicht allein den Laden, sondern selbst Ellen's kleines Hinterstübchen, das bis jetzt ihr geheiligtes Eigenthum gewesen war, in eine Scene voll lärmender Fröhlichkeit um, — sie wollten das alte Jahr hinwegschreien und das neue Jahr im großartigsten Style mit lautem Hurrah! begrüßen.

Ellen saß neben der Wiege ihres Kindes, und wenn sie diesen Auftritt auch im Stillen mißbilligte, so war sie doch zu sanft, um dies durch Blicke, geschweige denn durch Worte zu erkennen zu geben. Für Ellen hatten die letzten Stunden des alten, — des scheidenden Jahres etwas unendlich Feierliches und Liebes; sie erschienen ihr wie die Todesstunde eines Greises, der ihr ein gütiger Wohlthäter gewesen und gegen dessen Verscheiden sie nicht undankbar und unempfindlich sein konnte. Als erste Gabe hatte ihr dies Jahr ihren Gatten, — ihren lieben Wilhelm, oder, wie sie ihn lieber nannte, ihren Willie gegeben, — und jetzt, wo sie sich dieser Gabe mit Dank und Freude erinnerte, konnte sie sich nicht darüber freuen, daß der freundliche Geber dem Ende nahe sei. Gegen den Schluß des Jahres hatte ihr dasselbe ihr erstes Kind an das Herz gelegt, — die kleine Elly, — jetzt ein sechswöchentliches Kindchen, das neben ihr in der Wiege schlummerte.

Wie konnte Ellen mit den Wahnsinnigen übereinstimmen, deren wilde Freudenausbrüche ihr die letzten Lebensstunden ihres wohlthätigen Freundes verkümmerten?

Sie saß abgesondert und einsam und brachte dem scheidenden Jahre ihr stilles, aber inniges Dankopfer. Ellen war keine strenge Frömmlerin, — Niemand, der ihr in das ernste, aber sanfte und liebevolle Antlitz blickte, konnte sie der Frömmelei beschuldigen, — allein die letzten Stunden des scheidenden Jahres schienen ihr mehr zu stiller Erbauung, als zu lärmender Freude geeignet zu sein.

Es war zehn Uhr, als das Oeffnen der Ladenthür und das Geräusch der daran befindlichen Klingel einen neuen Kunden ankündigte; Bohrer ging ihm entgegen und rief:

„Ei, das ist ja Frank Miller!“ und bald darauf vernahm Ellen eine jugendliche, melodische Stimme:

„Gerade zum heutigen Abende angekommen, — ja! — Bin gerade gekommen, um Lydia zu besuchen, und fand die Mutter in einer schrecklichen Verzweiflung um ein Pfund Lichter; es war zu spät, als daß sie oder Lydia sich noch auf die Straße wagen konnten, und besonders, wenn ein solcher Aufruhr in den Straßen herrscht, wie am heutigen Abende, und so erbot ich mich denn, ihren Einkauf zu besorgen.“

„Gut! — Komm herein, — komm herein,“ entgegnete Bohrer. „Du siehst, wir feiern Sylvester! — Marsch, vorwärts und hinein.“

„Ach, nein, ich danke schön, ich muß gleich wieder zurück.“

„Ei, so komme nur einen Augenblick in die Hin-

terstube! Wir haben einen vortrefflichen Eierpunsch. — Komm nur, komm!"

„Ich habe aber wirklich wenig Zeit."

„Unsinn! Wer wird keine Zeit haben, wenn in einigen Stunden wieder ein neuer Vorrath an Zeit eintrifft! Komm hinein, und besuche Ellen und das Kind."

„Nun, ich möchte freilich das Kind gern sehen, und einen Augenblick mit Ellen sprechen. Es wird nichts weiter ausmachen, wenn ich eine Minute hineingehe."

Mit diesen Worten ging der junge Mann in das kleine Hinterstübchen, wo ihn mehrere seiner Bekannten begrüßten. Indem er lächelnd und händeschüttelnd zwischen ihnen Allen hindurchging, bahnte er sich einen Weg zu Ellen und setzte sich an der Seite der jungen Frau nieder, die ihn lächelnd empfing. Wohl konnte sie das! Er war schön, offenherzig, liebevoll und der Bräutigam ihrer jüngsten und geliebtesten Schwester, Lydia. Ellen hielt ihn zwar für ein wenig leicht erregbar, — ein wenig zu vergeßlich gegen frühere Erfahrungen, und zu sorglos über die möglichen Folgen, wenn ihn der Genuß des Augenblickes versuchte, — etwas zu bereitwillig, auf jeden Scherz einzugehen und an jeder Lustbarkeit theilzunehmen, die sich ihm darbot; aber er war auch wiederum so heiter, so gutmüthig, so uneigennützig, daß es ganz unmöglich zu sein schien, ihn jemals zu tadeln. Er war zu jener Zeit mit

einem kleinen Gehalte als Buchführer am Bord eines jener Dampfboote angestellt, welche von Washington nach Norfolk gehen. Das Boot war eben wieder von einer seiner Fahrten zurückgekehrt, wie er seinem künftigen Schwager schon erzählt hatte.

„Komm, trink' einmal, Frank! Es wird Dir gut thun," rief Bohrer, indem er ein großes Glas mit Eierpunsch einschenkte und es ihm hinreichte.

Er nahm es, bot es, ohne einen Tropfen davon zu trinken, Ellen an, und sprach mit der einnehmendsten Liebenswürdigkeit und Galanterie:

„Ellen! — Komm, — netze Deine Lippen mit dem Tranke, — trinke mir ihn zu!"

„Nein, Frank, ich kann nicht."

„Was? Machst Du Dir nichts daraus?"

„Ich weiß nicht, ob ich mir etwas daraus mache, oder nicht, denn ich habe es nie gekostet."

„Nun, so versuche es doch einmal, — bitte!"

„Nein."

„Warum nicht, Ellen? Bist Du denn eine vollkommene Mäßigkeitsfreundin?"

„Ja."

„Hast Du ein Gelübde abgelegt und dergleichen?"

„Nein, ich habe kein Gelübde abgelegt, weil ich nie in die Nothwendigkeit versetzt wurde, dies zu thun; allein die Mutter pflegte in unserer Familie keinerlei Art von geistigen Getränken zu dulden, und daher

kommt es, daß wir Alle den Geschmack und Geruch nicht lieben, — oder vielmehr, daß wir den Geruch nicht gern haben und glauben, daß dies auch mit dem Geschmacke der Fall sein werde.“

„Bei Lydia nicht, — ich bitte um Verzeihung, — aber Lydia ist verständiger, als Eine von Euch, — sie weiß, was gut schmeckt. Neulich Abend, als unser Boot hier lag, hatte ich, wie Ihr wißt, Lydia mitgenommen, um die äthiopischen Sänger zu hören. Als wir wieder herauskamen, war es sehr kalt. — Wir hatten bei dieser Kälte einen weiten Weg zu gehen und da es erst zehn Uhr war, nahm ich sie mit in Jones Konditorei, führte sie in das Hinterzimmer, wo es warm und behaglich war, und bestellte ein Paar Gläser Punsch und etwas Kuchen. Alles das war dem kleinen Dinge etwas vollkommen Neues, das kann ich Dir sagen. Wir brachten eine Stunde da zu. Oh, es war allerliebst, — ganz reizend! Das helle Kohlenfeuer glänzte zwischen den polirten Stahlstäben des Kamingitters hervor, dazu der weiche, schöne Teppich, die elastischen, mit rothem Plüsch bezogenen Lehnstühle, die Spiegel und die Bilder an den Wänden, — die kleine Lydia bildete sich ein, daß sie in einem Palaste wäre. Sie besah alle Gemälde, betrachtete ihr eigenes, niedliches Bild in allen Spiegeln, — setzte sich der Reihe nach auf alle Stühle, um sie zu probiren, und fand einen immer bequemer und kostbarer als all' die anderen. Ihre reine, frische Freude gewährte mir, der ich an

derartige Dinge schon gewöhnt bin, ein wahrhaft erquickendes Vergnügen," fügte der junge Mann mit der selbstzufriedenen Miene eines Menschen hinzu, der das Leben zur Genüge gesehen und genossen hat, und dazu geneigt ist, junge Leute zu protegiren.

Ellen sah ihn unverwandt an und lauschte seinen Worten mit einer Miene, aus der ernster Tadel zu sprechen schien. Er aber bemerkte ihre Mißbilligung gar nicht, denn Ellen's Unzufriedenheit gab sich auf eine so sanfte und zarte Weise kund, daß nur ein sehr aufmerksamer Beobachter dieselbe wahrnehmen, nur eine sehr feinfühlende Person sie empfinden konnte.

„Und auf welche Weise," fragte Ellen sanft, „hat sich Lydia jenes Abends erinnert, nachdem die Aufregung, — denn ihr Vergnügen war eine bloße Aufregung, nichts weiter, — sich gelegt hatte?"

„Mit dem höchsten Entzücken!" antwortete der junge Mann, in übermüthiger Freude lachend. „Es war ein herrlicher Spaß, die Kleine zu sehen. Jedes Mal, so oft ich sie seit jenem Abende ausführte, mochte es nun zu Versammlungen, oder Vorlesungen, Ausstellungen, oder was sonst noch sein, — war Lydia auf dem Heimwege gewiß entweder hungrig, oder durstig, oder erfroren, oder ermüdet! — Immer! Und ich habe mir in's Fäustchen gelacht, und sie zu einem Konditor geführt, — und ich wünschte wohl, wir hätten sie heute Abend hier, sie würde mir schon helfen, mein

Glas zu trinken," sprach Frank, als er seinen Eierpunsch hinunterschlürfte.

„Aber, Frank," sprach Ellen mit sanfter, leiser Stimme und augenscheinlicher Zurückhaltung, — „ist Dir der Gedanke, daß ein junges Mädchen Wein und starke Getränke liebt, nicht unangenehm? Empört er Dich nicht, als etwas —" sie stockte, als suche sie nach einem gelinderen Worte, da sie aber keines finden konnte, fügte sie hinzu: „Empört es Dich nicht, als etwas Gemeines und Sinnliches?"

„Höre, Ellen, ich will Dir sagen, — ich kann das Wort „gemein" und jenen noch schlimmeren Ausdruck nicht in demselben Satze mit Lydia's Namen aussprechen hören, noch weniger kann ich es ertragen, daß damit Etwas, das sie sagt, thut, oder denkt, bezeichnet wird! Lydia ist meine Sache! Ich thue jetzt für sie, so viel ich kann, wenn wir aber verheirathet sind, werde ich, so Gott will, Alles für sie thun, — sie soll Alles und Jedes haben, was sie wünscht, mag es sein, was es nur immer wolle. — Wahrhaftigen Gott, ich betrachte Lydia als das Mittel zu meinem Glücke; die einzige Möglichkeit, daß ich das Leben in seinem höchsten Reize genieße, wird mir durch sie geboten! Welch' Entzücken, wenn ich Lydia's glänzende große Augen auf das Glas Wein, das sie zum Munde führt, herabblicken sehe, wenn sie darauf herniederstrahlen, gleich der Sonne auf einen klaren See! — Wenn ich Lydia irgend ein Backwerk genießen sehe, als ob

ihre frischen, rosigen Lippen an keine andere Kost, als Honigseim gewöhnt wären! Wenn Lydia mit bewunderungswürdiger, nachlässiger Grazie in die weichen Polster eines Lehnstuhles sinkt! — Sie genießt alle diese kleinen Annehmlichkeiten mit einem so ungekünstelten Entzücken!"

„Lydia ist an keinerlei Luxus gewöhnt, denn unsere Mutter hat ihre Kinder einfach erzogen. Diese Dinge sind ihr neu, — sie ist noch so sehr jung, — das ist ihre einzige Entschuldigung."

„Entschuldigung! — Wenn Du nur nicht auf diese Weise sprechen wolltest, Ellen! — Sie bedarf keiner Entschuldigung! — Aber, mein Himmel, da schlägt es elf Uhr, und ich stehe da und schwatze, und vergesse darüber, daß Lydia mit ihrer Mutter zu Haus im Finstern sitzt, daß sie Beide auf die Lichter warten, während ich hier die Zeit verplaudert und Dich vermuthlich auch länger als gewöhnlich munter erhalten habe!"

„Nein, das hast Du keineswegs gethan, denn ich beabsichtige aufzubleiben, bis diese Leute sich endlich schämen und nach Hause gehen werden; ich muß dies thun, weil ich Wilhelm unmöglich allein lassen kann, der, wie ich fürchte, sich des Fehlers, zu welchem er Andere verleitet, sonst selbst in noch weit höherem Grade schuldig machen würde. Aber Du, Frank, Du mußt nach Hause gehen, Du bist sehr gedankenlos."

„Gedankenlos? — Ja, das bin ich, und das will

ich sein, ich habe nie eingesehen, wozu es nützen kann, gedankenvoll zu sein, außer, daß man graue Haare davon bekommt. Aber wie so bin ich gedankenlos gewesen, bitte?"

„Nun, hast Du nicht hiergesessen und, während Dein Liebchen zu Hause auf eine der Nothwendigkeiten des Lebens harrt, ganz ernsthaft davon gesprochen, wie Du sie mit allem Luxus und jeder Annehmlichkeit umgeben willst? — Das sieht Dir ganz ähnlich, Frank, und beweist, daß es Dir um Deine Versprechungen wohl Ernst ist, aber daß die Erfüllung derselben sehr oft in Zweifel gestellt werden kann."

Als Erwiederung hierauf beugte Frank sich über das Kind in der Wiege herab, küßte es und lief aus dem Zimmer; im Laden blieb er einen Augenblick stehen, um ein zweites Glas Eierpunsch in größter Hast hinunterzustürzen.

Viertes Kapitel.

Die Einrichtung des Hausstandes.

Jedermann liebte Frank Miller, — es war unmöglich, ihn nicht zu lieben. — Jedermann, das heißt, wer ihn kannte, interessirte sich für seine bevorstehende

Verheirathung, die im Anfange des Jahres stattfinden sollte, und worauf das junge Paar so lange bei der Mutter der Braut wohnen würde, bis ihr Haus, das dritte in der Reihe, vollendet und zu ihrem Empfange ausgestattet werden konnte.

Da Lydia ihre jüngste und Lieblingstochter war, so beschloß die alternde Mutter, sich die Ausgabe eines Hochzeitsfestes zu machen, und die ganze Nachbarschaft zur Theilnahme an demselben einzuladen. Die bescheidene Ausstattung der Braut war schon seit einem Monat fertig, und so konnte die Wittwe die letzte Woche vor der Hochzeit dazu benützen, ihre kleinen Vorkehrungen für die Bewirthung ihrer Gäste zu treffen.

Am Tage vor der Hochzeit war die Mutter eifrig damit beschäftigt, Kuchen zu backen, und heiße Thränen zu vergießen; mit der großmüthigen Selbstverläugnung einer Mutter suchte sie jedoch der kleinen, reizenden Braut den geheimen Kummer zu verbergen, den sie bei dem Gedanken empfand, daß sie nun ihre letzte und geliebteste Tochter, ihren Liebling, ihr verzogenes Kindchen, hingeben müßte. Sie vermied Lydia, so sehr sie es nur irgend konnte, und ließ ihre Zähren in aller Stille auf die Obstkörbe und Kuchenteller herabtröpfeln. Auch Lydia's Augen wurden durch eine gewisse vorwurfsvolle Zärtlichkeit geröthet, als sie sich in ihrem kleinen Zimmer mit ihrem Brautanzuge beschäftigte, und sie trippelte von Zeit zu Zeit hinunter, um ihre Mutter zu umarmen und ihr zu versichern, daß kein

Wechsel in ihrem Verhältnisse eintreten und Nichts im Stande sein würde, ihre Liebe für „Mütterchen“ zu vermindern.

„Aber wirst Du mich nachher noch eben so lieb haben, Mutter? Wirst Du Dein Kind nicht in kurzer Zeit als eine alte, verheirathete Frau betrachten, die mit den alltäglichen, häuslichen Sorgen genug zu thun hat, und Deiner Sorge und Liebe nicht mehr bedarf?“

„Ach, mein Liebchen, Frank wird Dich schon lieben und pflegen, und dann wirst Du Dir aus meiner Pflege gar nichts mehr machen.“

Diese Worte sollten in einem scherzhaften Tone gesprochen werden, allein die innere Trauer machte sich trotzdem nur zu deutlich bemerkbar.

„Mutter! — Setze Dich hin und nimm mich auf Deinen Schooß! — Liebes Mütterchen! Niemand kann Dich mir ersetzen, Niemand kann Deine Stelle in meinem Herzen ausfüllen, oder Dich daraus verdrängen, oder mir näher treten, Mutter! Jene Stelle ist so heilig! Sie ist eine kleine Kirche in meinem Herzen. Streichle mich, Mütterchen, — spiele mit meinen Haaren, — küsse mich, Mütterchen, — küsse mich! Bekümmere Dich heute nicht um die Kuchen, — bitte, kümmere Dich nur dies eine Mal nicht darum, Mütterchen. Liebe mich, Mutter, — denn mein Herz will mir fast brechen! Ich wünschte, ich wäre kein Weib, mit dem Verlangen und den Verpflichtungen eines Wei-

des; ich wünschte, ich wäre immer und immer nur Dein Kind, Mütterchen!"

Die schöne Braut brach bei diesen Worten in bittere Thränen aus; ihre Mutter wiegte und streichelte sie, gerade, als ob sie ein kleines Kind wäre, und sprach Worte des Trostes und der Beruhigung zu ihr.

„Frank ist ein guter, ein sehr guter, junger Mann, und er liebt Dich, mein Herzenskind."

„Ach, Mutter, ich habe ja nichts an Frank auszusetzen, — er ist gut, natürlich ist er das, — aber es liegt etwas so Liebevolles, Fürsorgliches in Deiner Neigung, das ich in keiner anderen zu finden vermag. Frank liebt mich, wie ein junger Bursche sein Mädchen lieben kann, — mit mehr Scherz und Narrenspossen, als mit tiefer Zärtlichkeit, während Du — — Ach, Mütterchen, wirst Du nicht recht einsam sein, wenn ich von Dir gehe?"

„Mein Liebling!" sprach die Mutter in sanftem Tone, „diese Gefühle in uns sind krankhaft, — es ist eine große Schwäche, der wir durchaus nicht nachgeben dürfen, — nein, ich sagte nicht, daß unsere Liebe schwach wäre, nur unsere Liebkosungen waren es, es war Schwäche von mir, Dich so zu hätscheln," flüsterte sie, als Lydia eine Bewegung machte, sich ihren Armen zu entwinden. „Ich meine, daß diese Thränen ein Unrecht, ein Undank gegen die Vorsehung sind, — wir dürfen uns einer solchen sentimentalen Stimmung nicht hingeben, — Mütterchen muß es sich klar zu machen

suchen, daß sie einen neuen Sohn gewinnt, nicht, daß sie ihre letzte Tochter verliert."

„Aber, Mütterchen, warum können wir Beide, Frank und ich, nicht bei Dir wohnen, oder Du bei uns? Warum muß eine Tochter, wenn sie sich verheirathet, durch die Trennung von ihrer Mutter den Sonnenschein ihres ehelichen Glückes mit trüben Wolken verdüstern? Die Söhne machen sich nichts daraus, wohl aber die Töchter, — ach, und wie viel! Und was für eine unnöthige Wolke es ist! — Warum können die Leute nicht in Häusern wohnen, die groß genug sind für zwei bis drei Familien, so daß die Töchter, wenn sie sich verheirathen, dennoch im Hause bleiben können, während die Söhne nach ihrer Verheirathung bei den Eltern ihrer Frau wohnen? Es kommt mir vor, als würde dies viel besser so sein, und uns der grausamen Trennung überheben. Es leben wohl selten mehr als drei Generationen zu gleicher Zeit, und ich sollte meinen, ein großes Haus müßte Raum genug bieten, daß sie Alle darin wohnen könnten. Es müßte so reizend sein, wenn die Großeltern, die Kinder und Enkel Alle zusammen durch das Band eines gemeinsamen Hausstandes umschlungen würden! Wie herrlich das wäre, — nicht wahr, mein Mütterchen?"

„Mein Herzenskind, Du sprichst wie ein junges Mädchen."

„Aber sage selbst, wäre es nicht schön?"

„Vielleicht, — manchmal denke ich selbst so, aber

es mag wohl egoistisch von mir sein, wenn ich glaube, daß ich recht habe."

„Da sitzest Du nun einsam und verlassen, Du arme, liebe Mutter, die Du Dich während Deiner besten Jahre geplagt und hart gearbeitet hast, um Deine Kinder groß zu ziehen, — da sitzest Du nun, und siehst uns Eine nach der Anderen fortgehen, und Dich in Deinem Alter allein lassen. — Höre mir zu, Mutter! Frank ist noch jung und ich bin es auch, es wird keinem von uns Beiden das Herz brechen, wenn wir uns nicht heirathen; wenn Du Deine Einwilligung, Dich von mir zu trennen, bereuest, so kannst Du sie zurückrufen! Es ist wirklich mein Ernst, Mutter! Eine Tochter muß Dir bleiben; ich habe dies nie vorher so deutlich gefühlt, als jetzt. Ja, ja, es muß sein, — es muß! Es ist dies nur billig, — nur gerecht! Sage mir es, Mutter, wenn Du nicht willst, daß ich Dich verlasse, so werde ich Dich nicht verlassen. Ich will mich nicht verheirathen; armer Frank — aber wirklich, ich will es nicht, mein armes, liebes Mütterchen!"

„Mein süßes Kind, Du würdest Dein Herz zerschneiden und mir die eine Hälfte davon geben, und Frank die andere, wenn Du glaubtest, es könnte uns glücklich machen, das bezweifle ich keinen Augenblick!"

„Soll ich, Mütterchen?"

„Dein Herz in zwei Hälften theilen?" fragte die Wittwe neckend, um ihre Tochter aufzuheitern.

„Ei, nein, Mütterchen," entgegnete Lydia, durch ihre Thränen lächelnd. „Ich meine, ob ich Dich nicht verlassen, — mich nicht verheirathen soll?"

„Meine Liebe, Du machst mir da einen Vorschlag, den wir Beide sehr bereuen würden, wenn ich ihn heute Abend annähme; nein, mein Kind, Du mußt Dich verheirathen, — gräme Dich nicht um Mütterchens Einsamkeit. Sie wird viele Male herüber kommen und bei Dir eine Tasse Thee trinken, und Du wirst mit Frank auch recht oft kommen, um sie zu besuchen."

„Ach ja, Mütterchen!" rief die Braut, mit kindlicher Freude schon im Vorgenusse dieses Glückes schwelgend. „Und was für ein niedliches Schlafzimmerchen sollst Du bekommen, wenn Du einmal die Nacht bei uns zubringen willst, — es wird „Mütterchens Zimmer" genannt werden."

„Ja doch, ja! Nun geh aber, mein Herzchen und nähe Deinen Staat noch vollends fertig, während ich meine Kuchen backe, und komme hübsch mit einem heiteren Gesichte zum Thee herunter, hörst Du? — Du weißt ja, Frank wird zum Thee kommen."

„Ach ja, er kommt gewiß!" rief Lydia, ihre Mutter küssend und dann die Treppe hinaneilend. Die Wittwe ließ ihren Kopf einige Augenblicke im stillen Gebete in die Hände sinken und erhob sich dann ruhig und gefaßt, um wieder an ihre Arbeit zu gehen.

Am nächsten Abende fand das Hochzeitsfest Statt.

Das kleine Wohn- und Putzzimmer der Wittwe war mit Hochzeitsgästen überfüllt.

Die Braut war schön, wie alle Bräute es sind, — oder wie man doch wenigstens von allen Bräuten sagt. Der Bräutigam war glücklich, aber ziemlich ernst, so daß Frank fast in Gefahr kam, den Ruf seiner steten Unbesorgtheit zu verlieren. Die Gesellschaft war heiter und amüsirte sich, wie nur Leute aus dem Arbeiterstande es können. Die Erfrischungen waren im Ueberflusse vorhanden; die Wittwe hatte für Thee und Kaffee gesorgt, setzte aber weder Wein noch andere geistige Getränke vor. Diesem Mangel wurde jedoch im Laufe des Abends durch Bohrer abgeholfen, der, weil er seine Schwiegermutter nach sich selbst beurtheilte, den Glauben hegte, daß nur ihre Sparsamkeit die Ursache jenes Mangels sein könnte. Die festliche Gelegenheit, die Lichter, die Gesellschaft und allgemeine Heiterkeit hatten ihm einen Anfall von Freigebigkeit zugezogen, der sich auf die ihm eigenthümliche Weise kund gab, — nämlich indem er in seinen Laden hinüberlief, um ein Fäßchen Liqueur zu holen.

Während des Abends hatte Mrs. Anderson Gelegenheit, an ihrem neuen Schwiegersohne eine schwache Seite zu entdecken, — eine etwas beunruhigende Vorliebe für aufregende Getränke.

Fünftes Kapitel.

Die kleine Heimath.

Das junge Ehepaar brachte den Winter bei der Wittwe Anderson zu. Sobald das Frühjahr erschien, kam Frank mit seinem Schwager Fairfield überein, daß ihm derselbe auf der dritten und letzten Baustelle ein kleines, zweistöckiges Häuschen errichten solle. Dieses Haus wurde nach demselben Plane gebaut, wie die beiden anderen, mit einem nett angelegten Garten hinter demselben und einem Hofe voll Blumenbeete davor. Die ganze freie Zeit des jungen Pärchens wurde nun darauf verwendet, Beete mit Küchengemüsen, oder mit Blumen anzulegen und zu bepflanzen, so daß zu derselben Zeit, als das Häuschen vollendet war, auch die Blumen und die Küchengewächse zu grünen und zu blühen anfingen.

Mrs. Anderson hatte ihrem Schwiegersohne ihren Vorsatz, das Haus auszumöbliren, angekündigt, und da es nun vollendet war, machte sie sich mit Lydia auf den Weg, um die nöthigen Geräthe auszusuchen. Jener Tag war bestimmt, der Mutter Aufopferung und der Tochter Gedankenlosigkeit in das schärfste Licht zu stellen. Sie gingen zuerst zu Griggs und verlangten dort, Zimmermöblements zu sehen, worauf man ihnen vollständige Garnituren zu allen Preisen zeigte, von dem gewöhnlichen, einfach angestrichenen Tannenholze bis

zu den prachtvollsten Rosenholzmöbeln. Ein Möblement fiel Lydia jedoch sofort in's Auge, das allerdings sehr schön und sehr wohlfeil, für ihre Verhältnisse aber nichtsdestoweniger zu kostspielig war. Es bestand aus einer französischen Bettstelle, einem Schreibepulte, Kleiderschrank, Waschtisch und Stühlen von Tannenholz, das zwar nur einfach weiß angestrichen, aber mit so glänzendem Lack überzogen war, daß es weißem Porzellan glich.

„Oh, Mütterchen, sieh! Das ist schön! Das ist reizend! Bitte, nimm das! — Was soll es kosten, Mr. Griggs?"

„Achtzig Dollars das ganze Möblement, Madame, — sehr wenig, — wir gewinnen so gut wie Nichts daran."

„Es scheint allerdings viel Geld, — aber es ist auch wirklich so viel werth, — nicht, Mütterchen?"

„Nun, meine Liebe?"

„Diese weißen Möbel gefallen mir. Komm," flüsterte sie, indem sie ihre Mutter in eine Ecke zog, „ich wünsche mir diese Möbeln so sehr, Mutter! — Sie werden ganz wundervoll aussehen, wenn sie in meinem Zimmer stehen, mit einer Strohmatte auf dem Fußboden, weißen Mullgardinen an den Fenstern und einer weißen Bettdecke über dem Bette!"

„Meine Liebe, es wird viel mehr kosten, als ich mir vorgenommen hatte, für die Einrichtung Deines Zimmers auszugeben!"

„Nun denn, Mütterchen, so kaufe Du nur dies

und weiter nichts; Frank mag die übrigen nothwendigen Sachen anschaffen."

„Aber Du weißt ja, Kind, daß Frank schon für das Bauholz zu Eurem Hause Schulden gemacht hat und auch noch Arbeitslöhne bezahlen muß. Frank muß nicht zu solchen großen Ausgaben verleitet werden."

„Aber ich, Mütterchen, ich will schon sparen, gewiß will ich das!"

„Du sollst es haben, meine Liebe."

„Bestes Mütterchen, wie soll ich Dir danken? Ich weiß es, ich fühle es, daß ich hierin selbstsüchtig bin, während Du Dich in Deiner Großmuth aufopferst! Ja, Mütterchen, ich weiß es, wie unartig ich bin, und doch ist es mir unmöglich, anders, als unartig zu sein."

Die Mutter seufzte und die Tochter richtete ihre Blicke besorgt auf sie; ein Schatten des Schmerzes zog über ihr liebliches Antlitz.

„Liebe Mutter, hältst Du mich für sehr selbstsüchtig?"

„Lydia!" war Alles, was die Muttter hierauf in traurigem, bestürztem Tone antwortete. Sie bemerkte recht gut den Hang zur Selbstsucht in der jungen Frau, und war zu gewissenhaft, das Erkennen dieses Fehlers abzuläugnen, allein zu gleicher Zeit gebrach ihr auch der moralische Muth, der Tochter, welche sie sobald verlieren sollte, aus diesem Fehler einen Vorwurf zu machen.

Der Handel wurde geschlossen und die Möbeln

nach Hause geschickt. Es lag in Mrs. Anderson's Charakter, Alles, was sie unternahm, gründlich durchzuführen, und so wurde Lydia's Haus mit Allem, was zur Bequemlichkeit erforderlich war, versehen, bis auf die unbedeutendsten Einzelnheiten herab, worauf Frank mit seiner jungen Frau die kleine Heimath bezogen.

Die arme Mutter empfand ihre gänzliche Vereinsamung nur zu tief und schmerzlich. Sie hatte das junge Ehepaar in die neue Wohnung begleitet, dort mit ihnen Thee getrunken, und war unmittelbar darauf wieder in ihr Häuschen zurückgekehrt. Wie einsam war es ihr, sich in dem stillen Hause zur Ruhe zu legen, wie einsam, als sie sich erhob und das Frühstück für sich allein bereitete; wie kummervoll war es für sie, als sie ihr Mittagsmahl in der Einsamkeit verzehrte, und dabei fühlte, daß dies der erste Tag vieler trauriger Jahre wäre, bis, — so flüsterte eine geheime Hoffnung ihr leise zu, — bis einer ihrer drei Schwiegersöhne sie auffordern würde, ihren Wohnsitz im Kreise seiner Familie aufzuschlagen.

Es war eine traurige Aussicht für die Wittwe, in demselben Hause allein alt zu werden, wo die Gesellschaft ihrer Kinder ihr die schwere Arbeit versüßt hatte, in demselben Hause, dessen Wände von dem munteren Lärmen der Kinder und dem melodischen Lachen der Mädchen widerhallten, als sie weiter Niemanden, als ihr „Mütterchen" liebten, — welch' ein leeres, stilles, kaltes Haus war es doch jetzt! Dies waren ihre

ersten, schmerzlichen Gefühle nach der Verheirathung ihrer letzten und geliebtesten Tochter, allein die Zeit milderte ihre Trauer und gewöhnte sie an ihre Verlassenheit.

Ein Mangel an Nachdenken und an Offenherzigkeit ist gewöhnlich die Ursache einer langen Reihenfolge von Mißverständnissen und Mißdeutungen zwischen Verwandten oder Freunden. Dies war auch bei Mrs. Anderson und ihrer Familie der Fall. Sie wurde geliebt, wie es bei einer so reinen, so uneigennützigen Natur, gleich der ihren, nicht anders der Fall sein konnte, und dennoch war es ihren Schwiegersöhnen, die jeden Tage mit harter Arbeit beschäftigt waren, und die, wenn sie Abends heimkehrten, nur an die Arbeit des morgenden Tages und an ihr trauliches Plätzchen am häuslichen Kamine dachten, nie in den Sinn gekommen, den Gram der vereinsamten Mutter zu beachten und deshalb Mitleiden mit ihr zu haben. Sie wußten wohl, daß sie allein sei, aber sie fühlten es nicht, denn hätten sie es gefühlt, so würde höchst wahrscheinlich zwischen den drei Schwiegersöhnen ein Wettstreit stattgefunden haben, wer die meisten Ansprüche auf das gemeinschaftliche Zusammenleben mit der Schwiegermutter hätte. Was ihre Töchter anbelangte, so wurden dieselben durch ein übermäßiges, man könnte fast sagen krampfhaftes Zartgefühl, das sie von ihrer Mutter geerbt hatten, abgehalten, ihre Gatten mit ihren

heimlichen Wünschen in dieser Beziehung bekannt zu machen.

Auf diese Weise gingen die Sachen fort, bis ein Jahr nach Lydia's Verheirathung, und der Himmel mag wissen, wie lange diese gegenseitigen Mißverständnisse fortgedauert haben würden, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das über alle Schwierigkeiten einer endlichen Lösung hinweghalf. Lydia stand nämlich im Begriffe, Mutter zu werden, und das kleine, verwöhnte Geschöpf verlor mit jedem Tage mehr die Lust, ihre kleinen häuslichen Arbeiten zu verrichten; Frank machte ihr den Vorschlag, er wolle ihr ein Mädchen miethen, allein Lydia behauptete mit dem ihr eigenen „allerliebsten Trotz", wie Frank sich in einer nachsichtsvollen Zärtlichkeit ausdrückte, daß sie den Gedanken, eine Fremde im Hause zu haben, nicht ertragen könne. Frank verstand sich, in Folge seiner innigen Liebe besser darauf, die Wünsche seiner jungen Frau zu errathen, als irgend einer seiner Schwäger; — Frank wußte, daß sie sich nach ihrer Mutter sehnte, und er faßte den heroischen Entschluß, eine, seiner Ansicht nach, herkulische Arbeit zu unternehmen, nämlich die Aufgabe, Mütterchen zu überreden, ihr eigenes, kleines, bequemes Häuschen, das sie seit dreißig Jahren bewohnte, zu verlassen, und ihre Wohnung bei ihm und Lydia aufzuschlagen.

Es war rührend, zu beobachten, welche Umschweife Frank in seiner ehrlichen und liebenswürdigen Verlegenheit machte, und nicht minder rührend war es, die stille

Freude der Mutter zu sehen, als sie sich überzeugte, daß nichts weniger als Egoismus, sondern Bescheidenheit ihren Lieblingsschwiegersohn abhielt, ihr seinen Vorschlag zu machen, bis er endlich durch die mit erneuter Macht ausgesprochenen Wünsche seines kleinen Frauchens dazu gezwungen wurde. Mrs. Anderson machte Frank durch die sofortige Annahme seines Anerbietens glücklich, worauf der junge Ehemann nach Hause eilte, um sein Weib mit der frohen Nachricht zu überraschen, daß die Mutter eingewilligt habe, bei ihnen zu wohnen. Das war ein gar fröhlicher Abend im „Rosenhäuschen"! — „Mütterchen" kam, um den Thee bei ihren Kindern zu trinken, und die nöthigen Verabredungen wegen ihrer Uebersiedlung zu treffen. Das Haus war sehr klein und enthielt im Parterre nur eine Küche und ein Wohnzimmer, im oberen Stockwerke zwei Schlafzimmer und darüber das Dachgeschoß; für die kleine Familie war es jedoch groß genug. Das Vorderzimmer im ersten Stocke war Lydia's reines, weißes Stübchen, das Hinterzimmer sollte für „Mütterchen" eingerichtet werden, weil man von da Garten und Hühnerhof übersah, für welchen die Wittwe sich sehr interessirte, weil von diesem Zimmer aus die Treppe nach dem Dachgeschoß führte, wo die Mutter die jahrelangen Arbeitsvorräthe und ihre Schätze in der Gestalt von Teppichleisten, Flickereien aller Art und so weiter aufstapeln konnte, und endlich, weil es eine Menge kleiner Wandschränke und Regale für Mütterchens zahl-

reiche Oel= und Essenzflaschen und die Büchsen mit eingemachten Früchten darin gab.

Alle diese Angelegenheiten wurden beim Theetisch abgehandelt und geordnet. Es war gerade der erste Dezember, und man kam überein, daß Mrs. Anderson all' ihre Kinder am Weihnachtsabende noch ein letztes Mal bei sich sehen, und dann nach dem Rosenhäuschen übersiedeln sollte, um dort vollkommen eingerichtet zu sein, wenn Lydia am Sylvesterabende ein kleines Familienfest veranstaltete. Nachdem man alle diese Punkte in's Reine gebracht hatte, kehrte die alte Dame spät am Abende, von Frank begleitet, nach ihrer Wohnung zurück.

Nach wenig Tagen ging unter den Schwestern das Gerücht, daß „Mütterchen" bei Lydia wohnen wolle, und alsbald entstand hierüber ein großmüthiger Streit. Fairfield, Mary's Gatte und der älteste ihrer Schwiegersöhne, besuchte die alte Dame und sagte ihr in seiner offenherzigen Weise, daß er und Mary, wenn sie nur die leiseste Ahnung davon gehabt hätten, daß Mrs. Anderson ihren eigenen Hausstand aufzugeben beabsichtigte, sich beeilt haben würden, ihre Gesellschaft in ihrem Häuschen als eine Gunst von ihr zu erbitten.

„Uebrigens mußt Du wissen, Mütterchen," schloß er, „daß es unser Recht ist, denn wir sind die Aeltesten, Du setzest uns hintan, Du vernachlässigst und übergehst uns, um bei der kleinen Lydia zu wohnen."

„Gerade das, was Du mir als Einwand vorhältst, ist für mich ein Grund; Lydia bedarf meiner

Hilfe, um ihrer Jugend willen, mehr als eine ihrer Schwestern."

Fairfield versuchte es mit Vernunftgründen und mit seiner Ueberredungskunst, allein es war Alles umsonst. Er erzählte seiner Frau und Ellen, die an jenem Abende bei ihnen Thee trank, wie es ihm ergangen war. Am folgenden Tage erschien Ellen mit derselben Bitte in der Wohnung ihrer Mutter.

„Ich kann weder, gleich Fairfield und Mary, durch die Rechte der Erstgeburt Deine Gerechtigkeit anrufen, noch kann ich, wie die kleine Lydia, durch Hilflosigkeit Dein Mitleid erregen, meine Mutter, aber ich wünsche ebenfalls einen Theil an Deiner Gesellschaft zu haben, und bin gekommen, um zu fragen, ob es nicht gut gethan wäre, wenn Du Deine Zeit zwischen uns theiltest, und der Reihe nach vier Monate im Jahre bei einer jeden Deiner Töchter zubrächtest?"

„Meine gute Ellen, eine alte Frau, wie ich es bin, bedarf einer ruhigen, steten Heimath, — nicht einer einsamen Wohnung, denn das ist gar zu traurig, — sondern einer traulichen Heimath bei einem ihrer Kinder. Dieses Herumziehen würde mir durchaus nicht zusagen. — Ich habe mich entschlossen, bei Lydia zu wohnen, weil sie meiner am Meisten bedarf; Dich und Mary werde ich aber besuchen, so oft es mir möglich ist. Am Weihnachtsabende müßt Ihr übrigens Alle zu mir herkommen, damit ich meine Kinder noch ein letztes Mal unter meinem eigenen Dache bewirthen kann."

Das Christfest wurde dann auch fröhlich begangen, und nachdem es vorüber war, machte Mrs. Anderson Anstalten zu ihrem Umzuge. Der größere Theil des Hausgeräthes, der Gartenwerkzeuge und des Hühnerhofes wurde gewissenhaft zwischen ihren Töchtern vertheilt. Die Kuh, die Lieblingsperlhühner und die alte Cyperkatze wurden zu Lydia geschickt; das einfache Häuschen, das sehr klein und schon alt war, wurde gegen einen mäßigen Zins vermiethet, und der Sylvesterabend fand die alte Dame in dem Hause ihrer Lieblingstochter heimisch eingerichtet.

Sechstes Kapitel.

Neujahr in dem Rosenhäuschen.

Frank und Lydia hatten alle ihre Brüder und Schwestern und deren Kinder eingeladen. John und Mary Fairfield waren mit ihren drei Knaben, Sam, Willie und dem kleinen Harry, da und Wilhelm Bohrer mit Ellen und ihren zwei hübschen, kleinen Mädchen, Susie und Bessie, und eine gar heitere Sylvestergesellschaft machten sie zusammen aus, nun sich die leichte Aufregung der Eifersucht wieder beruhigt hatte. Sie machten eine glücklichere, heitrere Gesellschaft aus,

als sie es je wieder sein sollten, — allein kein Vorgefühl dieser Bestimmung verdüsterte ihre heitere Laune oder gab einen Mißton in ihrer reinen Freude.

Sobald das Abendessen vorüber war, wurde die alte Dame, die von den ungewöhnlichen Anstrengungen des Tages ermüdet war, in einem bequemen Lehnstuhle neben dem warmen Kamine untergebracht, und ihre Enkel drängten sich an sie heran, um ihre Liebkosungen zu empfangen. Hierdurch war ihre Aufmerksamkeit von der übrigen Gesellschaft ziemlich abgelenkt worden, und nicht eher, als bis die Stunde zum Aufbruche herangekommen war und die ganze Gesellschaft sich zerstreut hatte, dämmerte eine furchtbare Gewißheit in ihr auf. Es war ihr aufgefallen, daß Frank während des geschäftigen Durcheinanderlaufens beim Abschiede auf seinem Stuhle sitzen geblieben war und diese Unbeweglichkeit auf ein leichtes Unwohlsein geschoben hatte. Nachdem der letzte Gast sich entfernt hatte, kehrte sie zu Frank zurück, und fragte ihn, wie er sich jetzt befände. Er saß mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, die Füße weit auseinandergestreckt, die Hände nachlässig in die Taschen seiner Beinkleider gesteckt, während der Kopf mit einem Ausdrucke halb blödsinniger Schlaffheit auf die Brust herabgesunken war. Er sah mit stieren, bewußtlosen Blicken empor und antwortete mit dem, allen Betrunkenen eigenen, stammelnden Tone:

„Munter, altes Mädchen!“

Die Wittwe schlug die Hände in tiefster Betrüb-

niß zusammen, und wandte sich, ohne ein Wort zu sprechen, weg, — da erblickte sie ihre Tochter, die bitterlich weinte. Lydia hatte sich auf einen Stuhl geworfen, der neben dem Tische stehen geblieben war, über den sie sich, den Kopf auf die Arme gestützt, in der Heftigkeit ihres Schmerzes gebeugt hatte und in Thränen und Seufzer ausbrach, wie sie nur ein tödtlich verwundetes Herz hervorbringen kann. Die Wittwe näherte sich ihrer Tochter und nahm sie bei der Hand. Bei dieser liebevollen, mitleidigen Berührung begann Lydia mit vermehrter Heftigkeit zu schluchzen. Die Mutter zog sie sanft mit sich in das andere Zimmer, setzte sich und nahm sie in ihre Arme.

„Oh, Mutter! Mutter!“ schluchzte Lydia, „ich glaubte es vor Dir verbergen zu können, und nun hast Du es doch entdeckt! Oh gute, theure Mutter, denke nicht gar zu schlecht von Frank! Der arme Frank!“

„Ist es heute zum ersten Male vorgefallen, mein Kind?“

„Ach, Mutter, frage mich nicht! — Ich bitte Dich, frage nicht!“ stöhnte Lydia unter neuen Thränen.

Die Mutter verstand jetzt, daß, wenn die Berauschtheit ihres Schwiegersohnes auch noch nichts Alltägliches geworden, dieselbe doch auch nichts ganz Neues mehr war.

Lydia erhob sich nun vom Schooße ihrer Mutter, und kehrte in das andere Zimmer zurück, wo sie ihren Mann in dem schweren Schlafe des Trunkenen fand.

Lydia beugte sich über ihn herab, — sie sprach mit ihm, — er antwortete ihr aber nicht. Sie schlang die Arme um seinen Hals, sprach ihm mit ernstem Tone in das Ohr, und bat ihn, aufzustehen und zu Bett zu gehen, allein er erwiederte die freundliche Rede und Berührung mit einem unartikulirten Grunzen. Es war der zarten, jungen Frau in ihrem schwachen Zustande selbst mit der Hilfe ihrer Mutter nicht möglich, ihn zum Stehen zu bringen, geschweige denn ihn die Treppen herauf und in's Bett zu schaffen, allein eben so unmöglich war es ihr, wenn sie diese schöne, männliche Gestalt betrachtete, die in dem thierischen Zustande der Trunkenheit zusammengesunken war, — wenn sie auf diese einnehmenden, jugendlichen Gesichtszüge blickte, daß sie ihn in diesem Zustande verlassen konnte.

„Geh zu Bett, Mütterchen! Geh zu Bett, liebstes Mütterchen. Ich werde hierbleiben, bis ich ihn hinaufschaffen kann. — Armer Frank! Ach, Mutter, welches traurige Ende unseres frohen Festes! Welch' ein trauriger Empfang für Dich! — Ach, was für eine Nacht dies ist, — Deine erste Nacht unter unserem Dache! — Du wirst morgen wieder fortziehen, — nicht wahr, Mutter?“

Die Wittwe setzte das Licht, das sie schon ergriffen hatte, um hinaufzugehen, wieder hin und nahm ihren alten Platz in dem Lehnstuhle wieder ein.

„Gehst Du denn nicht zu Bett, Mütterchen?“

„Nein, mein Kind.“

„Aber Du mußt, Mütterchen, — Du wirst krank werden, — ich bitte Dich, geh hinauf in Dein Zimmer!"

„Quäle mich nicht, mein Kind; ich werde so lange hier sitzen bleiben, wie Du. Ich könnte nicht schlafen, Lydia, — wie wäre dies auch möglich? Ich wüßte ja, daß Du hier allein bliebst, mit diesem — diesem Menschen."

„Armer Frank! — Bitte, Mutter, sprich nicht in solchen Worten von ihm, denn er ist ja sonst so gut! Ach, Mutter, Du wirst nun Frank nicht mehr leiden können, und wirst uns wieder verlassen! Ich fürchte so sehr, daß Du dies thun könntest."

„Nein, meine Liebe, ich kann Frank wohl noch leiden; ich bemitleide ihn, ich bin um ihn und um Dich besorgt, und ich will bei Euch bleiben, um ihn von dieser fürchterlichen, gefährlichen Gewohnheit zu befreien. — Hast Du je mit ihm darüber gesprochen, Lydia?"

„Oh, nein, Mutter, niemals! — Es ist nicht sehr oft vorgefallen, und wenn es geschah, so sah Frank am andern Morgen so niedergeschlagen und gedemüthigt aus, daß ich ihm nicht ein Wort darüber sagen konnte und wenn es mein Leben gegolten hätte; ich habe im Gegentheil alles Mögliche gethan, daß er glauben sollte, ich habe es nicht bemerkt, oder machte mir nicht viel daraus, oder dächte nicht mehr daran. Ich bot Alles auf, daß er es vergessen und wieder heiter werden

sollte. Er ist so schön und so gut, wenn er in seinem gewöhnlichen Zustande ist, Mütterchen, und es ist gar zu traurig, den armen Jungen leiden und sich bittere Vorwürfe machen zu sehen!"

„Dir fehlt der moralische Muth, Lydia. Es ist eine der wichtigsten, wenn auch zugleich die schmerzlichste der Pflichten wahrer Liebe, daß wir unsere Freunde auf ihre gefährlichen Fehler und Schwächen aufmerksam machen. Du mußt dies beim Anblicke Deines Gatten selbst fühlen. Aber höre mir zu, Lydia! — Ich habe eine Mutter gekannt, der es, aus einem Uebermaße falscher Zärtlichkeit für ihr Kind, an Kraft gebrach, demselben eine bittere, aber heilsame Arznei zu geben, wodurch ihm das Leben gerettet worden wäre; ehe sie ihrem Kinde eine augenblickliche Unannehmlichkeit verursachte, hat sie lieber sein Leben auf das Spiel gesetzt, und sie hat es sterben sehen. Wie fürchterlich müssen die Vorwürfe gewesen sein, die jene Mutter sich gemacht hat, Lydia! Du aber, Lydia, wagst es aus Furcht, Deinem Manne augenblicklichen Schmerz zu verursachen, nicht, ihm durch liebevolle Zurechtweisung hierin beizustehen. Lydia, Du oder ich, Eine von uns Beiden, muß morgen mit ihm sprechen."

„Oh, Mutter, ich kann es nicht, — ich kann es wirklich nicht! — Und Du, Mutter, bitte, denke auch Du niemals daran! — Oh, Mutter, laß es ihn lieber gar nicht ahnen, daß Du es bemerkt hast, noch viel weniger aber sprich mit ihm darüber, ich bitte Dich, thue

es nicht! Bitte! — Bitte, thue es nicht! Der arme Frank, er wird ohnedies schon traurig genug sein!"

„Ich sage es Dir nochmals, Lydia, Dir mangelt der moralische Muth. Kennst Du die letzten Folgen der Trunkenheit, Lydia? Hast Du sie je gesehen? Hast Du jemals aufgeschwemmte, gebrechliche, zerlumpte Menschen durch die Straßen taumeln sehen? Hast Du jemals die Familien solcher elenden Menschen gesehen?"

„Oh, Mutter! Du wirst doch wohl nicht denken, daß Frank — Oh, gütiger Himmel, nein! — Du kannst das nicht gemeint haben!" rief Lydia mit so schmerzlicher Stimme, daß die liebevolle Mutter sofort den Gegenstand ihres Gespräches änderte. Endlich aber nahm Lydia den abgerissenen Faden selbst wieder auf.

„Aber, Mütterchen," sprach sie, „da Du mir über die Trunksucht die Augen zu öffnen wünschest, damit ich mit Frank spreche, fällt es mir ein, daß ich einmal gehört habe, es gebe Männer, welche durch die Vorwürfe ihrer Weiber nur zu größeren Ausschweifungen getrieben wurden. Steht das in unserem Falle nicht auch zu befürchten? Ist es nicht möglich, daß Frank durch meine Bestrebungen, ihn zu bessern, in seiner eigenen Achtung herabsinkt, und sich in Ausschweifungen stürzt, die man ihm bis jetzt nicht zum Vorwurfe machen kann?"

„Nein, meine Liebe! Es wird niemals so kommen, wenn Du „die Wahrheit in Liebe sprichst," wie sie immer gesprochen werden muß, wenn ihre Wirkung eine wohlthätige sein soll. Der ganze Unterschied in

den Folgen liegt darin, ob die Wahrheit im Aerger, Zorn, Vorwurf oder in Liebe gesprochen wird. Du wirst die Wahrheit weder im Aerger, noch im Zorn, oder im Vorwurfe, sondern in Liebe sprechen. Siehst Du nun den Unterschied ein?"

„Ja, Mütterchen, aber es widerstrebt mir trotzdem, es zu thun, weil ich fürchte, ich möchte es nicht auf die rechte Weise thun, ich könnte mißverstanden werden, könnte dadurch Aergerniß geben und die Sache noch schlimmer machen, als sie es schon ist. Ich bin sehr abgeneigt, es zu thun."

„Gerade diese Abneigung, meine Liebe, ist mir Bürge, daß Du die rechte Weise finden wirst, wenn Du die nöthige Stärke aufbietest, um es zu thun. — Jetzt ist Frank aber in so tiefen Schlaf versunken, Lydia, daß, wenn wir auch nicht im Stande sind, ihn hinauf in sein Bett zu schaffen, wir ihn doch wenigstens auf das Sopha legen und zudecken können." Dies war denn auch alsbald geschehen. „Und nun, mein Kind, nun mußt Du zu Bett gehen, denn Du bist zu schwach, um so viele Aufregung zu ertragen und den Schlaf zu entbehren. Komm!"

Lydia gab den Vorstellungen ihrer Mutter nach und legte sich zur Ruhe. Die fast kindliche Elasticität ihres Geistes machte es ihr möglich, die Last ihrer Sorgen binnen kurzer Zeit von sich zu werfen, so daß sie bald in tiefen, stärkenden Schlaf versank. Nicht so war es mit der Mutter. Noch andere Ursachen zur

Besorgniß, als die kürzlich entdeckten Gewohnheiten ihres Schwiegersohnes, verscheuchten den Schlaf von ihren Augenlidern. Eine jene Ursachen lag in der gänzlichen Untauglichkeit ihrer Tochter, den Schwierigkeiten ihrer Lage Stand zu halten. Lydia war in einem solchen Uebermaße liebevoll und zärtlich, daß sie weder durch Worte, Blicke, oder Geberden ihre Unzufriedenheit über Diejenigen, welche ihr theuer waren, zu erkennen zu geben vermochte. Sie war zu gleicher Zeit ein sehr gedankenloses und ein äußerst empfindsames Wesen. Allem Anscheine nach dachte sie zu wenig nach, um die ganze Größe der Gefahr, in welcher ihr Gatte schwebte, zu erkennen, und war überdies so liebevoll, so zart an Geist und Körper, daß es in ihrem jetzigen Zustande eine allzu schwere und gefährliche Aufgabe für sie zu sein schien, ihr diese Gefahr in ihrem ganzen Umfange zu enthüllen.

Die ganze Nacht hindurch marterte die Wittwe ihr Gehirn mit derartigen Gedanken, und erhob sich am Morgen mit heftigen Kopfschmerzen. Sie sank auf die Kniee und verrichtete ihr Morgengebet, in welchem sie Gott um Stärke und Einsicht für ihre neuen Pflichten anflehte. Durch ihr Gebet beruhigt, kleidete sie sich an und ging hinab, wo sie Lydia schon mit den Vorbereitungen zum Frühstücke beschäftigt fand.

„Wo ist Frank, meine Tochter?“ fragte die alte Dame, indem sie sich vergebens nach ihrem Schwiegersohne umblickte.

„Er ist ausgegangen, — er sah so sehr traurig aus. — Sage ihm heute nichts, Mütterchen.“

Die Wittwe antwortete nicht. Bald darauf wurde das Frühstück aufgetragen, Frank trat ein, nickte seiner Schwiegermutter einen „guten Morgen“ zu und setzte sich mit gedankenvoller, niedergeschlagener Miene zum Tische hin. Lydia's Benehmen gegen ihn war ungewöhnlich aufmerksam und liebevoll; er schien dies auch zu fühlen und dadurch förmlich von seiner Beschämung niedergedrückt zu werden.

Es war gerade Sonntag, und da es noch zu zeitig war, um in die Kirche zu gehen, so ging Lydia, nachdem das Frühstück vorüber und der Tisch abgeräumt war, in ihr Zimmer hinauf, um ihr Bett zu machen. Frank, anstatt auszugehen, zog sich einen Stuhl zum Feuer, stützte die Ellenbogen auf seine Kniee, ließ den Kopf in die Hände sinken, und schien sich seinen bitteren Betrachtungen gänzlich hinzugeben.

Mrs. Anderson blickte ihn einige Augenblicke mit kummervoller Miene an; dann ging sie zu ihm hin, setzte sich auf einen Stuhl neben ihn, nahm seine Hand zwischen die ihren und begann mit großer Zärtlichkeit:

„Frank, mein Sohn, ich bin eine sehr alte Frau; ich bin fünfundsechszig Jahre alt und habe in meinem Leben viel gelitten und so Manches durchgemacht. Habe ich mir dadurch nicht das Vorrecht erworben, mit liebevoller Freimüthigkeit zu den jungen Gliedern meiner Familie zu sprechen?“

Frank antwortete weder, noch blickte er auf.

„Frank,“ fuhr die alte Frau fort, „ich habe Dich gekannt, seitdem Du ein kleines Kind warst. Ich versprach Deiner verwittweten, sterbenden Mutter, Dich niemals zu verlassen, Dich wie meinen eigenen Sohn zu betrachten. Frank, habe ich jenes Versprechen gehalten? — Antworte mir, Frank.“

„Meine beste, meine theuerste Mutter!“ murmelte der junge Mann mit bewegter Stimme, indem er die verehrten Hände drückte, welche die seinigen umschlossen hielten.

„Darf ich ganz offen mit Dir sprechen, Frank, — als ob Du mein eigenes Kind, der Sohn meines Herzens wärest?“

„Sprich, Mutter! Schone mich nicht! Ich bin nicht empfindlich! Glaube mir, ich bin durchaus nicht reizbar. Sprich nur, Mutter! Ich werde weder ärgerlich, noch ungeduldig darüber werden. Ich habe ja keine Würde mehr aufrecht zu erhalten! Ach, Mutter, fange nur an, und je ärger Du es mit mir machst, je besser wirst Du Deine Pflicht erfüllen!“

„Was soll ich denn mit Dir arg machen, lieber Frank? Ich beabsichtige keineswegs, Dir Vorwürfe zu machen. Wird ein Arzt je so thöricht sein, dem Kranken, welchem er nur heilende Arznei verordnen soll, über seine Krankheit Vorwürfe zu machen? Du bist krank, mein Sohn, und ich wünsche Dich zu heilen, — das ist Alles. Frank, ich kenne Dein Uebel, denn ich

habe selbst eine kleine Erfahrung in dieser Beziehung gemacht!"

„Du, Mutter?" rief der junge Mann, indem er wie vor Schrecken und Abscheu zurückprallte.

„Ja, Frank, ich; — ich kenne es ganz und gar, — seine Symptome und seine Heilung. — Höre mich an, Frank. Als ich mein letztes Kind, Lydia, Deine Frau, genährt hatte, verfiel ich, theils weil ich sie zu lange Zeit gestillt haben mochte, theils aus Gram über den Verlust ihres Vaters, der, wie Du weißt, kaum zwei Jahre nach ihrer Geburt starb, in einen Zustand der äußersten Schwäche. Meine Brust war sehr angegriffen, und um mich wieder zu kräftigen, verordnete mir der Arzt, täglich kurz vor dem Mittagessen etwas Portwein zu trinken. Ich schaffte mir also Portwein an, Frank, und fand, daß er für meinen schwachen Magen eine wahre Wohlthat war, denn sobald ich ihn getrunken hatte, verbreitete er eine höchst angenehme Wärme und Kraft durch meine erstarrten, matten Glieder, und regte meine gesunkenen Lebensgeister so sehr an, daß ich mit immer größerer Ungeduld auf die Stunde harrte, wo ich meine angenehme Arznei zu mir nehmen durfte. Einige Zeit lang besaß ich genug Selbstbeherrschung, um mir nicht zu gestatten, daß ich den Wein vor der bestimmten Stunde trank, oder die mir vorgeschriebene Dosis verstärkte. Je länger ich jedoch den Gebrauch desselben fortsetzte, je nöthiger schien ich ihn auch zu bedürfen; die scheinbare gute Wirkung des Weines war

nur eine augenblickliche, während die übeln Folgen nachhaltig waren und sich immer mehr und mehr steigerten, indem sie mich für kurze Zeit aufregten, dann eine vermehrte Schwäche verursachten, und demzufolge daraus ein größeres Bedürfniß und eine größere Gier nach dem Reizmittel eintrat. Frank, es wurde endlich ein Uebel, — ich konnte es damals allerdings nicht einsehen, denn ich war ganz und gar verblendet; da ich die zunehmende Schwäche und die fieberhafte Erregung für die natürlichen Fortschritte der Lungenschwindsucht hielt, so betrachtete ich auch den Genuß des Weines als eine unbedingte, wachsende Nothwendigkeit.

„Eines Tages war ich endlich schwächer als je und sehr durstig, und da trank ich denn mehr, als ich beabsichtigt hatte; es stieg mir in den Kopf, machte mich schläfrig, ich legte mich auf das Sopha und verfiel in einen schweren Schlaf. Gegen zwei Uhr Nachmittags hatte ich mich hingelegt, und als ich wieder erwachte, war es Mitternacht; ein lautes Geräusch auf der Straße hatte mich geweckt. Ich erhob mich, konnte aber nicht aufrecht stehen — ich war schwindlich, krank, aber bei Bewußtsein; kraftlos sank ich wieder nieder und schloß die Augen. Ich wußte nun, — oh Gott, Frank, mit welchem Schmerze, mit welcher tiefen Demüthigung wußte ich es nun, — daß ich berauscht gewesen war! — Bis dahin hatte ich, ob mit Recht, oder nicht, den Ruf einer guten Christin, — einer fleißigen, wohlthätigen, uneigennützigen Frau, einer auf-

opfernden Gattin und Mutter genossen, und nun hatte ich mich wider mein Wissen und Willen berauscht! — In dem Augenblicke, wo ich meine Augen schloß, öffneten sich meine geistigen Augen und, als hätte ein plötzlicher Blitzstrahl ihn erleuchtet, so erkannte ich den Abgrund, dem ich zueilte.

„Ich, die sorgfältig erzogene Tochter frommer Eltern, — ich, die Mutter dreier Kinder, die mich liebten und ehrten, die Morgens und Abends meine Kniee umdrängten, um Gott ihre reinen Lob- und Dankgebete darzubringen, — ich, ihre einzige Stütze, ohne die sie zu Bettlern werden mußten!

„Ach, Frank, mein Herz war bis in's innerste Leben verwundet! — Dreimal in meinem Leben habe ich die fürchterlichsten körperlichen Schmerzen gelitten, — Schmerzen, die, als sie ihren Gipfelpunkt erreicht hatten, in Bewußtlosigkeit endigten, und also eine gnadenvolle Grenze hatten; jetzt mußte ich aber die bittere Erfahrung machen, um wie viel Seelenleiden unerträglicher und schmerzhafter sind, als körperliche Leiden, — wie Gewissensbisse und Schaam die Seele mehr brennen und schneiden, als Feuer und Schwert unser Fleisch und Blut! — Es kam mir so plötzlich, so überwältigend, daß der Schleier zerrissen war, der mich vor mir selbst verborgen hatte!

„Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem fürchterlichen Zustande gelegen haben mag, noch wie es kam, daß ich mich endlich daraus emporraffte, um in das

Nebenzimmer zu gehen und nach den Kindern zu sehen. Ich fand ein kleines Nachtlichtchen brennen, — Ellen und Lydia waren durch ihre sorgsame Schwester Mary, die damals ziemlich dreizehn Jahre alt war, ausgekleidet und in ihre Bettchen gebracht worden; allein Mary saß am Fußende ihres kleinen Rollbettes, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, den Kopf auf ihre Hände herabgebeugt, in einer Stellung voll so tiefen Kummers und der Verzweiflung, wie ich sie nie vorher an einem Kinde bemerkt habe. Als ich eintrat, blickte sie auf. — Oh, Frank, wenn es noch eines neuen Schmerzes bedurfte, um das Maß meiner Leiden zu füllen, so erfuhr ich ihn nun, als ich sah, daß Mary, meine Tochter, Alles wußte! — Alles? — Nein, nicht Alles; sie sah nur die Sünde, die Schande, aber nicht die verborgenen Ursachen, welche mich wenigstens entschuldigen konnten.

„Nicht mit einem einzigen Worte wurde des Vorgefallenen zwischen uns Erwähnung gethan. „Geh zu Bett, Mary,“ sprach ich, als ich mich auskleidete und mir Kopf und Gesicht mit kaltem Wasser benetzte. Sie gehorchte mir, und bald darauf lagen wir Beide im Bett.

„Am folgenden Morgen erhob ich mich zeitig, und da ich es umgehen wollte, durch irgend eine offene, entschlossene Handlung die Erinnerung an eine Thatsache, deren vollständiges Vergessen eine Nothwendigkeit war, in Mary's Gedächtniß festzugraben, so schlich ich

mich, die Weinflasche unter meinem Shawl verbergend, hinaus in den Hof, goß den Inhalt derselben auf den Boden, und von diesem Augenblicke an, bis zu Deinem Hochzeitsabend, wo Bohrer ein Fäßchen Liqueur herüberholte, ist kein Tropfen von irgend einer Art geistiger Getränke in mein Haus mehr gekommen.

„Du glaubst, mein Sieg sei nun ein vollkommener gewesen, ich habe den Feind ganz überwunden, Frank? — Ach, weit entfernt davon! Es war dies nur der Anfang eines Kampfes, der eine Zeitlang jeden Tag immer heftiger und verzweifelter zu werden schien. Am ersten Tage war das Verlangen des ungestillten Appetites schlimmer, als die Qualen des wüthendsten Hungers; ich wurde fast ohnmächtig durch die Entziehung des gewöhnten Reizmittels, — allein ich blieb standhaft. Am nächsten Tage war es noch schlimmer, und mein Leiden fuhr fort sich zu vergrößern, — Du siehst, mein Sohn, ich verheimliche Dir nichts. — Die Schwäche meines Nervensystems, meine Abspannung, das gierige Verlangen nach dem Reizmittel, das mich für den Augenblick gestärkt und aufgeheitert haben würde, war ärger, als Hunger und Krankheit; allein ich wußte, daß ich einen vollständigen Sieg über den Feind, der mich umstrickte, erringen mußte, — oder ein schlimmeres Geschick als der Tod hätte mich und meine Kinder erwartet; — ich beschloß denn, mit Gottes Hilfe zu siegen.

„Frank, — in der zweiten Woche begannen meine Leiden nachzulassen, — in der dritten Woche waren sie vorüber, — nach vier Wochen war mein Sieg vollendet, denn ich fühlte nicht das mindeste Verlangen nach irgend einem geistigen Getränke.

„Erinnere Dich dessen wohl, Frank, nur einmal hatte ich, ohne es zu wissen und zu wollen, jene Ausschweifung begangen, aber jener Fehler und die Gewissensbisse, die unmittelbar darauf folgten, haben mich das furchtbare Uebel jenes gierigen Verlangens, dem so Viele unterworfen sind, erkennen und aus tiefstem Herzen bemitleiden lehren. Ich weiß, daß Manche während augenblicklicher Anfälle körperlicher Schwäche, besonders, wenn sie an Magenschwäche leiden, ihre Zuflucht, wegen seiner erwärmenden und erregenden Wirkung, zum Branntwein nehmen, weil sie nicht wissen, daß diese zeitweilige Stärke nur zu bald in um so größere Schwäche übergeht, — weil sie den Strudel der Versuchung, in welchen sie sich dadurch stürzen, nicht kennen. — Das einzige Rettungsmittel besteht darin, kurz abzubrechen, — alle Leiden, die hierauf folgen, mit starkem Muthe zu ertragen, — beharrlich zu sein, — und dann ist der Sieg auch gewiß."

Frank hatte der Erzählung der alten Frau mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört; er hatte darin seinen eigenen Zustand wiedererkannt. Als sie zu Ende war, drückte er ihre Hand ehrerbietig an seine Lippen und sprach:

„Ich verehre und schätze Dich hoch, Mutter! — Du bist meine Retterin! Noch bin ich nicht entehrt, Mutter; Niemand nennt mich einen Trunkenbold. Während des verflossenen Jahres habe ich mich vielleicht fünf bis sechs Mal berauscht, aber ich habe dadurch wenigstens kein öffentliches Aergerniß gegeben. Jetzt will ich dem aber mit einem Male ein Ende machen, Mutter, und wenn die Versuchung gar zu groß ist, will ich zu Dir kommen, und Du wirst mich ermuthigen und mir helfen, es zu überwinden, — denn Du wirst es begreifen, und Deine milden Ermahnungen werden mir ein hinreichender Schutz gegen die Versuchung sein."

„Dies wird Dich und die Deinen retten, mein Sohn. — Nun ist es aber Zeit, um sich zur Kirche fertig zu machen. Wohnst Du dem sonntäglichen Gottesdienste bei, Frank?"

„Ja, Mütterchen."

„Das ist recht. — Unterlasset nicht, Euch unter einander zu versammeln," sprach die alte Frau, indem sie hinaufging, um sich zur Kirche anzukleiden.

Siebentes Kapitel.

Noth und Veränderung.

Unterstützt durch die weise Liebe und die Aufmunterungen seines „Mütterchens," wie Frank Miller seine Schwiegermutter zärtlich nannte, führte er seinen Entschluß vollkommener Enthaltsamkeit heroisch aus; nach dem Verlaufe weniger Wochen hatte er allem Anscheine nach die vollständige Herrschaft über seine krankhafte Gier nach geistigen Getränken erlangt, und kurze Zeit darauf war jene Gier spurlos verschwunden.

Um diese Zeit wurde ihm auch ein Kind, ein Sohn, geboren, und in dem ersten Rausche der Vaterfreude vergaß er seine Neigung und sein Verlangen. Es kann wohl kaum einen glücklicheren Gatten und Vater gegeben haben, als Frank Miller es war, da Lydia sich von ihrer Niederkunft wieder erholt hatte und ihren alten Platz am Kamine, mit der Wiege neben sich, einnehmen konnte.

Als das Frühjahr endlich erschien, bildete es für die bescheidene Nachbarschaft das alltägliche Vergnügen, zu sehen, wie Frank seinen kleinen Knaben spazieren trug, während Lydia mit ihrer Mutter das Frühstück zubereitete. Nachdem das Frühstück vorüber, nahm er, ehe er zu seiner Arbeit ausging, den zärtlichsten Abschied von dem Kleinen. — Und was für sonderbare Geschenke von Pfefferkuchen und Brummkreiseln 2c. er

dem drei Monate alten Kinde jeden Abend mit nach Hause brachte!

Gegen den Sommer zu wurde Frank jedoch sehr niedergeschlagen, er war meistens ernst und selten zeigte sich seine frühere frohe Laune; fragte ihn dann Lydia zärtlich besorgt nach der Ursache seiner trüben Stimmung, so pflegte er gewöhnlich zu lachen und zu antworten: „Unsinn! Ich bin müde, das ist Alles, Kind!“

Mrs. Anderson hegte die feste Ueberzeugung, daß seinem Ernste etwas mehr, als nur körperliche Ermüdung zu Grunde liegen müsse. Einige Zeitlang enthielt sie sich aller Fragen in dieser Beziehung, denn sie erwartete, daß ihr Schwiegersohn sie freiwillig zu seiner Vertrauten machen werde, da sie aber endlich sah, daß es nicht den Anschein hierzu hatte, so benützte sie eines Tages, als Lydia auf den Markt gegangen war, die Gelegenheit, um Frank nach der Ursache seiner Traurigkeit zu fragen. Nachdem das Eis auf diese Weise gebrochen worden war, ergossen sich Franks vertrauliche Mittheilungen im ungehemmten Strome. Er gestand ihr offen und ohne Umschweife, daß er mit Schulden belastet sei, und von ungestümen Mahnern gedrängt werde, daß er keinen Ausweg vor sich sehe, um seine Schulden abzutragen, oder seinen Gläubigern zu entgehen.

„Wie geht dies aber zu, Frank?“ fragte die alte Dame.

„Nun, Mütterchen, um die Wahrheit zu gestehen, als ich mich verheirathete, besaß ich nur zweihundert

Dollars, wovon ich die Hälfte verausgabte, um etwas Zimmerholz zur Erbauung unseres Häuschens zu bezahlen, während ich das Uebrige auf Kredit nahm. Die andern hundert Dollars sind mir aber, ich weiß selbst nicht wie, durch die Finger gerollt. Ich war thöricht und gedankenlos genug, Alles, was Lydia bewunderte, für sie zu kaufen, gleichviel, ob sie den Wunsch, es zu besitzen, ausgesprochen hatte oder nicht. Oefters faßte ich den unbestimmten Vorsatz, zu irgend einer Zeit mich einzuschränken und diese Extraausgaben einzustellen, — aber —"

„Das ist jene Art, sich selbst zu betrügen, Frank, die schon so viele Familien zu Grunde gerichtet hatte; sie thut selten gut."

„Sie hat auch bei mir nicht gut gethan, Mutter, denn ich habe nicht einen Cent von meinem Erwerb zurücklegen können."

„Das glaube ich wohl, denn man gewöhnt sich zwar leicht daran, unnöthiger Weise Geld auszugeben, allein es hält sehr schwer, sich dessen wieder zu entwöhnen, wenn man sich auch vornimmt, daß man sich einschränken und sparen will. Wie viel bist Du denn schuldig, Frank?"

„Ich schulde Fairfield ein hundert und sieben und fünfzig Dollars für Zimmerarbeit an dem Hause; Jngle bin ich ein hundert Dollars für Bauholz schuldig und an Purdy habe ich noch einen Rest von dreißig Dollars für das Einsetzen der Fenster und das Anstreichen

zu bezahlen, das ist Alles. Kleine Schulden habe ich nicht, denn auf dem Markte zahle ich baar Geld, und die Rechnung für Kaufmannswaaren und trockene Gemüse bezahle ich jeden Monat."

„Frank, Du hast durch Deine Enthaltsamkeit schon einen Sieg über Dich selbst errungen, — beginne jetzt einen neuen Kampf; wenn Du noch diese letzte Noth überwunden hast, so wirst Du ein freier Mann in jeder Bedeutung des Wortes sein. Entschließe Dich, ein Drittel Deines Gehaltes zurückzulegen, um Deine Schulden damit zu bezahlen, so wirst Du sie in kurzer Zeit abgetragen haben. Du kannst dies sehr leicht, wenn Du nur die unnöthigen Ausgaben einstellst; kaufe für Lydia keine Tombackbrochen und vergoldeten Kämme, noch Pfefferkuchen und Brummkreisel für den Kleinen, noch häßliche Karrikaturbilder, um sie an die Wände zu hängen. Ich will Dir auch bei diesem Kampfe beistehen. Du sollst dies Jahr den Miethzins für mein kleines, altes Häuschen haben; er beträgt zwar nur fünf Dollars monatlich, aber es hilft doch immer mit wirthschaften."

„Du bist so uneigennützig, Mütterchen! — Aber wie könnte ich mir einfallen lassen, von Deiner Großmuth auf so niedrige Art Nutzen zu ziehen, besonders, da ich weiß, daß jener Miethzins fast Dein ganzes Einkommen ausmacht!"

„Mein Sohn, ich kann mich für ein Jahr recht

gut ohne denselben behelfen, — wenn ich nicht auskommen sollte, werde ich Dir es schon sagen."

„Du bist so gut!"

„Unsinn, lieber Frank, ich bin ja nur gegen die Meinen gut," erwiederte die alte Dame mit dem ihr eigenen, liebevollen und aufmunternden Tone.

Das Ersparungssystem wurde eingeführt, und durch Mrs. Anderson's hilfreiche Unterstützung, sowie durch ihre beständigen, liebevollen Ermahnungen bei jeder Regung der alten Schwäche in Frank wurde es auch beibehalten, und würde gewiß den schönsten Erfolg gehabt haben, wenn sich nicht ein großes Unglück ereignet hätte.

Fairfield arbeitete eines Tages auf dem Dache eines drei Stock hohen Hauses; er verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Erde herab; man hob ihn auf und brachte ihn leblos zu Hause. Mrs. Anderson eilte sogleich zu ihrer Tochter und blieb bei ihr, um sie in ihrem Schmerze zu trösten; ihr Mitleiden für Mary und deren armen Waisen nahm sie so vollständig in Anspruch, daß sie Frank's und Lydia's geringere Sorgen darüber vergaß. Die beiden Letzteren vergaßen übrigens beim Anblicke des bittern Kummers ihrer ältesten Schwester ihre eigenen kleinen Sorgen ganz und gar. Alle ihre Vorsätze wurden zu nichte, und zwar im Laufe weniger Wochen; durch seine Unbedachtsamkeit verlor Frank wieder jeden Zoll breit festen Boden, den er sich durch seine Sparsamkeit errungen hatte.

Auf diese Weise ging der Sommer hin. Mrs. Anderson blieb noch immer bei Mary und beschäftigte sich mit Weißnähen, um dadurch zu dem Unterhalte der kleinen Familie etwas beizutragen; jetzt bereute sie es fast, daß sie den ganzen Ertrag ihres kleinen Häuschens an Frank abgetreten hatte. — Arme, alte Mutter! Sie hätte mit Freuden ihren letzten Cent hergegeben, hätte ihre letzten Kräfte darangesetzt, um ihren Kindern behilflich zu sein, und sie beklagte es nur, daß ihre Fähigkeit nicht im Verhältniß zu den Ansprüchen stand, welche an sie gemacht wurden.

Als der Winter erschien, wurden die vielerlei Sorgen noch durch eine neue vermehrt: Frank Miller war ohne Anstellung. Für den Augenblick war zwar keine Gefahr des Mangels zu befürchten, denn Frank hatte bei den Kaufleuten und Höckern, wo er seine Einkäufe jederzeit baar bezahlt hatte, unbedingten Kredit; allein es waren doch immer noch bedeutende Schulden zu bezahlen, und um so weniger konnte diese Unannehmlichkeit leicht genommen werden, da man überdies auch nicht wissen konnte, wie lange er ohne Beschäftigung bleiben würde.

Um die Noth der Familie noch zu steigern, wurde jetzt, gerade dreizehn Monate nach der Geburt des Knaben, auch noch ein zweites Kind, ein Mädchen, geboren. Da sich Mary wenigstens einigermaßen von der ersten Heftigkeit ihres Schmerzes erholt hatte, so verließ sie Mrs. Anderson, um abermals bei ihrer jüngsten Toch-

ter zu wohnen. — War sie nicht eine aufopfernde Mutter?

Allein die irdischen Prüfungen dieser treuen Dienerin ihres Gottes, dieses Herzens, das von Liebe für die Ihren erfüllt war, sollten nur zu bald ihr Ende erreichen. Lydia hatte sich kaum von ihrem zweiten Wochenbette erhoben, als sie an dem Krankenlager der Mutter ihre Stelle einnehmen mußte, die von einem Gallenfieber befallen worden war. Trotz aller Bemühungen des Arztes machte die Krankheit schnelle Fortschritte, in der zehnten Nacht nach ihrer Erkrankung ließen die heftigen Schmerzen nach, sie verfiel in eine wohlthuende Mattigkeit, die bald darauf durch den Tod beendigt wurde. Still und ohne Kampf hatte der Geist seine irdische Hülle verlassen, nur ein Lächeln überflog ihr Antlitz, — ein wunderbar schönes Lächeln, sowie es wohl zuweilen das Gesicht eines Kindes erhellt, das von einem schönen Traume erwacht! — Es war, als ob die milde Hand eines Engels von ihrem Antlitze jede Furche verwischt hätte, welche die Jahre und vielerlei Sorgen darauf gezogen, so daß auf den leblosen Zügen nur noch die sanfte Ruhe eines schlafenden Kindes zu liegen schien.

Ihre Kinder betrauerten ihren Tod, wie Kinder den Tod einer solchen Mutter nur immer betrauern können. Es lag in Lydia's Temperament, daß ihr Schmerz Anfangs der heftigste und unbändigste war, allein eben deshalb mußte er sich natürlicher Weise auch am Ersten

erschöpfen, und so war sie die Erste, die ihre frühere Heiterkeit wiedererlangte.

Die Zeit, Religion und ein thätiges Leben sind die besten Hilfsmittel gegen den Kummer, und so ging denn auch der tiefe Schmerz der Kinder über den Tod ihrer geliebten Mutter allmälig in eine liebevolle Erinnerung an dieselbe, verbunden mit der Hoffnung eines treuen Christen auf das Wiedersehen im Jenseits, über.

Achtes Kapitel.

Das verhängnißvolle Glas Branntwein.

Der Frühling erschien mit besseren Aussichten für die Bewohner der drei kleinen Häuschen. Mary Fairfield hatte eine Anzahl Kunden gefunden, für welche sie Kleider anzufertigen hatte; ihre Beschäftigung nahm ihre Zeit in nicht allzugroßen Anspruch, sie wurde dadurch nicht gezwungen, ihre Gesundheit durch spätes Aufbleiben und beständiges Sitzen zu untergraben. Ihre einfachen Gewohnheiten und ihre umsichtige Eintheilung des Geldes machten es ihr möglich, ihre kleine Familie zu erhalten; ihre drei Knaben konnten sich an einfachen, aber gesunden Speisen sättigen, waren jeder=

zeit angemessen gekleidet und erhielten ihre Erziehung in einer öffentlichen Schule.

Bohrer erwarb sich Geld, wurde aber dabei egoistisch, die heitere Laune und die Gutmüthigkeit, die sonst seinen Gesichtszügen und seinem Wesen eigen war, verschwand nach und nach, er nahm ein zurückhaltendes, schweigsames Wesen an und schien fortwährend nur mit der Berechnung seines Gewinnes oder Verlustes beschäftigt zu sein. Ellen hatte es einige Male versucht, ihn zu überreden, daß er den Verkauf geistiger Getränke unterlasse, allein es war vergebene Mühe gewesen. Es stand wohl auch kaum zu erwarten, daß der Mann, welcher Mrs. Anderson's vernünftigen Vorstellungen und liebevoller Ueberredungskunst einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hatte, den schüchternen Ermahnungen der schwachen Ellen nachgeben würde. — Ja, Ellen war schwach und schwankend in ihren Entschließungen. Wir haben gesehen, wie sie in dem ersten Jahre ihrer Verheirathung sich auf ernstliche, aber sanfte Weise gegen den Genuß starker Getränke aussprach. Wir haben gesehen, wie sie nach und nach von ihren milden Ermahnungen abließ, und nun können wir sogar sehen, wie sie gelegentlich ein Gläschen Liqueur trinkt, wenn sie erfroren oder durchnäßt nach Hause kommt.

Die schmerzlichsten Folgen hatte Mrs. Anderson's Tod jedoch für Frank Miller und seine Familie, weil sie dadurch ihre weise Rathgeberin und umsichtige Führerin verloren hatten. Sobald sich die Aufregung,

welche durch diese häuslichen Sorgen hervorgerufen worden war, einigermaßen wieder beruhigt hatte, begann Frank seine kleinen Angelegenheiten ernstlich in Betracht zu ziehen. Mit so viel ruhiger Ueberlegung, als man von einem so flüchtigen und ungeregelten Charakter, als dem seinigen, verlangen konnte, beschloß Frank Miller, sich durch die strengste Sparsamkeit von seiner Schuldenlast zu befreien, so wie seine Schwiegermutter es ihm gerathen hatte. Frank war von Natur sanguinisch und energisch, er war sehr fleißig und konnte hart arbeiten. Wenn er nun in Lydia eine Frau besessen hätte, die ebenso vernünftig gewesen wäre, als sie mit Liebenswürdigkeit zu beglücken wußte, so würde er gewiß durch strenge Beharrlichkeit seine Noth überwunden haben; aber ach, Lydia war bei aller Sanftmuth und Zärtlichkeit ein schwaches und eigensinniges Wesen.

Zwei Jahre waren vergangen, seit Frank dem Genusse geistiger Getränke entsagt hatte. Es war abermals Sylvesterabend. Dieser letzte Tag im Jahre schien dazu bestimmt zu sein, daß er für Lydia und Frank Miller ein verhängnißvoller werden sollte.

Frank war den ganzen Tag über durch seine jetzige Beschäftigung vom Hause entfernt gewesen. Lydia hatte sich während dieser Zeit mit der Bereitung verschiedener wohlschmeckender Pasteten und Kuchen für die Kinder beschäftigt; am Sylvesterabende konnte sie nicht karg und sparsam sein. Gegen Sonnenuntergang war sie mit ihren Bäckereien zu Stande; sie räumte ihre

Kochgeräthschaften bei Seite und brachte die ganze Küche in musterhafte Ordnung. Es war ein gar trauliches, hübsches Plätzchen, die Küche Lydia Miller's; der Fußboden war mit einem dunkelfarbigen Teppiche bedeckt, den ihre Mutter selbst für sie gewebt hatte; an den Fenstern hingen dunkle Zitzgardinen herab, der Ofen war glühend heiß und verbreitete eine höchst angenehme Wärme durch den ganzen Raum, der mit dem appetiterregenden Dufte frischgebackener Kuchen und Pasteten erfüllt war, — dazu das Stammeln des kleinen zweijährigen Knaben, der im Zimmer herumtaumelte, das muntere Krähen des jüngsten Kindes in der Wiege und Lydia's anmuthige, zierliche Gestalt, die hin- und hertrippelte, um den Tisch in die Mitte zu rücken, über welchen sie das Tischtuch breitete, den großen Vorlegeteller, Tassen und Saucenapf darauf stellte, — jetzt einmal stehen blieb, um dem Kinde in der Wiege freundlich zuzulächeln, — nun wieder innehielt, um dem Knaben auf sein Geschwätz zu antworten. Ach, warum mußte ein so schönes und gutes Geschöpf auch so schwach, so unüberlegt sein! —

Lydia war nun mit dem Decken des Tisches zu Stande; sie hatte ihrem gewöhnlichen, einfachen Abendessen, das aus Brod, Butter und kaltem Fleische bestand, noch ein Paar Pasteten und einen Teller mit Honigkuchen hinzugefügt; der Kaffee stand am Feuer und Alles war bereit, um ihren lieben, fröhlichen Frank zu empfangen. Sein ungewöhnlich langes Außenbleiben

hatte sie mit kindischer Ungeduld erfüllt, und so nahm sie denn, theils um sich die Zeit zu vertreiben, theils um ihrer Schwester eine Freundlichkeit zu erweisen, ihr Körbchen an den Arm, legte etwas Honigkuchen für ihre Neffen, die kleinen Bohrers, hinein. Hierauf hob sie das Kind aus der Wiege, rief den kleinen Knaben, der sich an ihr Kleid hängte, und so ging sie hinüber in die nächste Hütte.

Der Laden war schon hell erleuchtet und Bohrer war hinter dem Ladentische damit beschäftigt, seine zahlreichen Kunden zu bedienen; Lydia ging schnell hindurch, indem sie ihren Knaben hinter sich herzog. Auch in Ellens Zimmer war schon Licht, und einige Nachbarinnen saßen bei ihr, unter ihnen auch ihre verwittwete Schwester, Mary Fairfield. Es unterlag keinem Zweifel, daß Ellen das Abendessen absichtlich beeilt hatte, um Bohrer dadurch die Zeit zu verschaffen, die ungewöhnlich zahlreichen Kunden zu befriedigen, welche der Sylvesterabend in seinen Laden führen würde.

Ach, meine Leserinnen! — Wie ganz anders erscheint doch Ellen an diesem Sylvesterabende, als sie damals an jenem Sylvesterabende vor sechs Jahren aussah! Ellen's Gesicht und Gestalt besitzen nichts mehr von ihrer früheren Zartheit in Farbe und Form, von jenem intelligenten, feinen Ausdrucke, der sie früher ausgezeichnet hatte; — sie hat ein gemeines, materielles, gefühlloses Ansehen, wie sie so, mit ihren Nachbarinnen schwatzend, dasitzt.

In dem Augenblicke, wo Lydia mit ihrer anmuthigen, kindlichen Geschäftigkeit in's Zimmer trippelte, rechts und links freundlich „guten Abend" wünschte und nickte und, nachdem sie ihr Körbchen mit Honigkuchen auf den Kaminsims gestellt hatte, neben ihrer Schwester Ellen Platz nahm, ließ sich draußen im Laden durch das schwirrende Geräusch der Unterhaltung hindurch eine Stimme vernehmen:

„Brau't auch was für die Weiber, Bohrer! Kommt, wir wollen sogleich was brauen und hineintragen."

Bald darauf wurde an die Thüre des Hinterzimmers geklopft und auf Ellens munteres „Herein" trat Bohrer mit einem kleinen Kaffeebrete ein, auf welchem sechs Gläser Branntweinpunsch standen. Er ging zuerst auf Lydia zu, nahm ein Glas in die Hand und bot es ihr lächelnd dar. Mit kindischer Freude ergriff es Lydia, hielt es einen Augenblick gegen das Licht, während ihre Augen vor Lust strahlten, sprach ein: „Glückliches Neujahr!" und setzte es an die Lippen.

Ach, über das schwache Geschöpf, das sich nichts versagen konnte! Ach, warum konnte die Erfahrung sie nicht vor Unbedachtsamkeit schützen! —

Bohrer ging nun mit seinem Kaffeebrete der Reihe nach zu den übrigen Frauen, bis eine Jede mit einem Glase Punsch versehen war, — Alle, ausgenommen Mary Fairfield, die es auf das Bestimmteste ablehnte.

Ich muß meine Leserinnen hier bitten, auf eine Thatsache Achtung zu geben, nämlich, daß Lydia's Vor=

liebe für geistige Getränke erblich war, daß dieselbe durch den übermäßigen Genuß des Weines, den sich Lydia's Mutter erlaubt hatte, während sie ihr jüngstes Kind stillte, entstanden war, daß Ellen's Geschmack an starken Getränken seinen Grund darin hatte, daß sie dieselben fortwährend sah, unter den Händen hatte, sie roch und daß ihr Gatte ihr mit dem schlechten Beispiele voranging. — Mary Fairfield, die Wittwe, hatte jedoch weder das Unglück der angeerbten Vorliebe, noch der beständigen Versuchung, sie war weniger aus Grundsatz, sondern vielmehr von Natur eine vollkommen mäßige, enthaltsame Frau, denn Mary Fairfield hatte ja keine jener bitteren Erfahrungen gemacht, welche einen so großen Abscheu vor dem Branntweine und seinen unglücklichen Opfern zur Folge haben, und hierin lag der Grund, daß sie, obgleich mit strenger Beharrlichkeit den Genuß desselben meidend, dennoch nie versuchte, auf die Frauen in ihrer Umgebung irgend einen Einfluß auszuüben. Dies sollte uns Allen als ein Beweis dienen, daß wir uns nicht allein damit begnügen sollten, ein Kind um seines eigenen Besten willen von dem Genusse starker Getränke abzuhalten, sondern daß wir um Anderer willen uns bemühen müßten, ihm jenen Missionsgeist der vollkommenen Mäßigkeit und Enthaltsamkeit einzuimpfen, der Diejenigen, welche in Gefahr sind, warnt, und Diejenigen, „welche verloren sind, aufsucht und rettet."

Der Punsch begann nach kurzer Zeit seine auf-

heiternde Wirkung fühlbar zu machen und zeigte sich in der gesteigerten Fröhlichkeit der kleinen Gesellschaft, denn das sanfte Lächeln, die ruhige Unterhaltung ging in geräuschvolles Durcheinandersprechen, in lautes Lachen über; — allein noch immer war es nicht Berauschtheit, sondern nur fröhliche Aufregung, eine Aufregung, wie sie in reichen Salons wohl oft durch den Genuß kostbarer Getränke, Weine und Liqueurs hervorgebracht wird.

Während dieser Zeit war Frank Miller von der Arbeit heimgekehrt, und da er beim Eintreten in die Küche schon Alles zu seinem Empfange und zum Abendessen vorbereitet fand, setzte er sich nieder, um auf seine Frau zu warten, von welcher er vermuthete, daß sie oben sein müsse, um die Kinder zu Bett zu bringen, oder daß sie andere häusliche Geschäfte habe. Da aber eine Viertelstunde verflossen und sie noch nicht zurückgekehrt war, kam Frank auf die richtige Vermuthung, sie könne wohl „drüben, bei Schwester Ellen" sein, und er entschloß sich, sie dort aufzusuchen. Er nahm den Kaffeetopf, der nahe am Ueberkochen war, vom Feuer weg, setzte ihn auf eine Stelle des Ofens, wo er warm bleiben konnte, schloß das Haus zu, und ging in das Nebenhaus.

Als er in Bohrer's Hinterstübchen trat, war die Fröhlichkeit der Gesellschaft auf den Gipfel gestiegen. Lydia, die ihn zuerst eintreten sah, setzte ihr Glas weg,

sprang ihm mit jugendlicher Lebhaftigkeit entgegen und rief im Tone schelmischen Vorwurfes:

„Nun ja, das wußte ich schon! Nicht einmal in das nächste Haus darf ich gehen, gleich muß Frank mir nachkommen! Ist das nicht zu hart?“ Und lachend zog sie den ebenfalls fröhlich schäkernden Frank zu einem Stuhle, der neben dem ihren stand.

„Frank! Willst Du was trinken?“ fragte Bohrer, indem er den Kopf zur Thüre hereinsteckte.

„Nein, nein! Ich danke schön!“ antwortete Frank, und hob seinen Knaben zu sich empor, um dadurch eine gewisse Verlegenheit zu verbergen, welche er darüber empfand, daß er der Einzige war, der sich weigerte, Etwas zu trinken. Entweder hatte Bohrer diese Antwort überhört, oder er zweifelte an der Aufrichtigkeit derselben, denn er zog seinen Kopf zurück, und trat gleich darauf mit einem Brete, auf welchem ein Glas Brandy mit Wasser stand, in das Zimmer.

„Ich glaube, das wird wohl Dein Getränk sein, nicht wahr, Frank?“

„Ich danke Dir, Bohrer, aber ich möchte lieber nicht trinken.“

„Unsinn, Frank, Du bist verstimmt, aber das wird Dich schon munter machen, — Du bist ermüdet, es wird Deine Kräfte wiederherstellen, — Du bist erfroren, das wird Dich auswärmen.“

„Ich danke Dir, Bohrer, aber ich muß bald wieder hinübergehen, denn das Abendessen ist fertig, weißt

Du, und der warme Ofen, sowie das Abendessen werden mich schon wieder munter und kräftig machen."

„Nun, ich habe nicht Zeit, um lange Komplimente zu machen! Ich muß wieder hinaus zu meinen Kunden, aber ich will das Glas neben Dir hinsetzen, damit Du es bei der Hand hast, wenn Du Dich vielleicht anders besinnen solltest," und indem Bohrer that, was er sagte, verließ er das Zimmer.

Dies Mal war die Aufmerksamkeit des ganzen kleinen Kreises auf Frank gerichtet; er fühlte, daß die „allgemeine Meinung dieser Gesellschaft gegen ihn sei." Lydia ergriff das Glas mit Brandy und Wasser aus aufrichtiger, aber leider auch sehr unkluger Zärtlichkeit, und drang in ihren Gatten, es anzunehmen.

„Nimm es, lieber Frank! Oh, ich bitte Dich, nimm es doch, — trinke nur ein ganz klein wenig, — ein wenig wird Dir nichts schaden, — nur weil Du sonst immer zuviel trankst, hat es Dir geschadet. Nun, bitte, Frank, thue es um meinetwillen, — mein Punsch wird mir gewiß nicht ein Bischen schmecken, wenn Du nicht auch ein wenig trinkst!"

Der verführerische Duft des heißen Branntweins stieg zu ihm empor und reizte das lange ruhende, aber doch noch immer nicht erstorbene Verlangen; dazu noch das zärtliche, blühende, reizende Antlitz seines Weibes, das ihm bittend und lächelnd in's Auge blickte. Frank nahm das Glas mit kurzem Lachen, und trank es rasch aus.

„Ei was, ich habe ja wenigstens kein Gelübde gebrochen, denn ich habe ja niemals eines abgelegt; — ich hatte nur einen Vorsatz gefaßt," lachte Frank, als er Bohrer, der, nachdem er alle seine Kunden befriedigt hatte, in's Zimmer zurückkehrte, sein Glas entgegenhielt.

„Noch ein wenig, Frank?"

„Ja, wenn Du so gut sein willst, Bohrer, noch ein klein wenig."

„So bist Du ein guter Bursche!" sprach Bohrer, als hätte Frank ihm den größten Gefallen von der Welt erzeigt, und bald darauf erschien er mit einem frischgefüllten Glase.

„Weißt Du, Lydia," sprach Frank, der, nachdem er sein zweites Glas getrunken hatte, anfing, über die kleinen Gebrechen seiner Nebenmenschen mit vertraulicher Geschwätzigkeit loszuziehen, „weißt Du, daß ich fürchte, Bohrer steht auf dem Punkte sich zu Grunde zu richten?"

„Wie so, Frank?"

„Er steht auf dem Punkte sich zu Grunde zu richten," wiederholte Frank mit geheimnißvoller Miene.

„Wie Du Einen erschrecken kannst, lieber Frank! Was ist denn mit ihm?"

„Er trinkt zu viel," sprach Frank mit dem salbungsvollen Wesen beginnender Trunkenheit. „Siehst Du denn nicht, wie aufgeschwemmt er zu werden be-

ginnt? Bemerkst Du gar nicht, wie roth seine Nase ist?"

„Ei, daran habe ich nie gedacht, — aber es ist wirklich so."

„Ganz gewiß, und sein Athem riecht wie das Spundloch eines Branntweinfasses."

„Ja, ja, Du hast recht, er riecht immer so, — aber es ist mir bis jetzt nie aufgefallen. Er sollte nicht zuviel trinken, — er sollte mäßig sein!"

Ach wie wenig wußte die kleine Lydia damals von dem, was sie sprach! — Frank Miller's Urtheil über seinen Schwager Bohrer war vollkommen richtig. Er war einer jener vollsäftigen Menschen, die lange Zeit hindurch geistige Getränke verschlingen und sich damit sättigen, bis ihr Blut „flüssigem Feuer" gleicht, die sogar durch Selbstverbrennung umkommen, ohne jemals schwer berauscht zu sein, oder die nach einem lange fortgesetzten derartigen Leben plötzlich in vollkommen thierische Betäubung verfallen.

Und Frank Miller! Wie bald sollte sein Auge, das jetzt die Gefahr seines Schwagers mit so scharfem Blicke erkannte, für das eigene, drohende Verderben blind werden! Ach, über die Gedankenlosigkeit, über die falsche Zärtlichkeit seines jungen Weibes! Ach, über die Schwäche, die Charakterlosigkeit des jungen Mannes! Ach, über das verhängnißvolle Glas Branntwein!

Neuntes Kapitel.

Das alte, kleine Häuschen.

Wohl alle unsere Leserinnen werden es wissen, daß ein Rückfall jederzeit gefährlicher in seinen Folgen ist, als der erste Anfall einer Krankheit. So wie jede Ueberwindung der Versuchung die moralische Stärke vermehrt, eben so wird durch eine jede Nachgiebigkeit gegen dieselbe die Kraft des Widerstandes in dem Versuchten geschwächt.

Es würde eine peinliche und unangenehme Aufgabe sein, dem allmäligen Herabsinken des armen Frank Miller Schritt für Schritt zu folgen, — ihn zu beobachten, wie er bald, nachdem er seinen guten Vorsatz zuerst durch den Genuß jenes einen Glases Branntwein gebrochen, anfing gelegentlich, dann häufig, dann beständig und zuletzt unmäßig zu trinken, bis er darüber seine Arbeit unterließ, seine Familie vernachlässigte und zuletzt nach Verlauf eines Jahres den Namen eines Trinkers verdiente. Nur allzuoft ist dies widerwärtige Schauspiel, diese entsetzliche Reihenfolge von Unenthaltsamkeit, Unmäßigkeit, Trägheit, Armuth, Krankheit, Leiden und Herabwürdigung, dieses Leichenbegängniß häuslichen Glückes im wirklichen Leben sowohl, als in Gebilden der Phantasie vor dem gemarterten Auge unserer Leserinnen vorübergezogen. Es sei mir also ge-

stattet, mir den Schmerz, es erzählen zu müssen, und Euch den Schmerz, es zu hören, zu ersparen.

Weniger aus Mitleid, als vielmehr aus Abscheu, würde es uns peinlich sein, den Fall Bohrer's zu beschreiben, dessen Schicksal nur eine gerechte Strafe seiner Sünden zu sein schien. Er war es, der, als „die drei kleinen Häuschen" die schönen Wohnstätten des Fleißes, der Sparsamkeit und Nettigkeit, — der Liebe, des Friedens und der Gottesfurcht waren, als sie alle drei durch das Band verwandtschaftlicher Zuneigung vereinigt waren, er war es, der, um mehr Geld zu erwerben, dem Feinde die Thüre öffnete, der die Familien zu Grunde richten, den Feuerbrand entzündete, der ihre Häuser in Brand stecken und einäschern sollte.

Es genüge zu sagen, daß nach Verlauf von drei Jahren zwei der „drei kleinen Häuschen" andere Besitzer erhalten hatten. Bohrer blieb als Miethbewohner in dem Hause, das er hatte verkaufen müssen, — und war jetzt gewöhnlich berauscht. Ellen besorgte den kleinen Laden, dessen Vorräthe immer mehr und mehr zusammenschmolzen und dessen Ertrag zu dem Unterhalte der Familie kaum ausreichte, so gut sie konnte. Einmal wurde ihnen sogar ihr Hausgeräthe für den rückständigen Miethzins weggenommen, und in der sonst so behaglich eingerichteten Hütte blieb nichts mehr zurück, als die zwei Betten, die drei Stühle und die Küchengeräthschaften, an denen sich das Gesetz nicht vergreifen durfte.

Ellen, auf der jetzt die Sorge für ihre Familie ganz allein lastete, hielt sich an den kleinen Handel, als an die einzige Aussicht auf Erwerb. Nun, da sie die alleinige Stütze der Ihrigen war, kam ihr die Mutterliebe in all' ihrer Stärke zu Hilfe und machte es ihr möglich, dem unnatürlichen Geschmacke an starken Getränken gänzlich zu entsagen, der sich bei ihr wenigstens noch nicht bis zur Unmäßigkeit gesteigert hatte, denn Ellen besaß eine jener gesunden Naturen, eines jener leidenschaftslosen Temperamente, welche sich den Genuß geistiger Getränke lange Zeit hindurch gestatten können, ehe sie in Ausschweifungen verfallen, welchen andere Naturen leichter ausgesetzt sind.

Um diese Zeit brach der Krieg mit Mexiko aus, und Bohrer war einer der Ersten, welche freiwillig in die Armee eintraten. So sehr sich auch Ellen in der letzten Zeit hatte an Leiden gewöhnen müssen, konnte sie ihren Gatten doch nicht ohne bittere Thränen und ernstliche Vorstellungen in so gefährliche, unheilige Dienste treten sehen, die ihn weit fort führten. Selbst über diese phlegmatische Natur kam eine so leidenschaftliche Aufregung, eine Heftigkeit in ihrem Benehmen, daß sie nach seiner Einschiffung mit den Truppen vom Strande in ihren Laden zurückkehrte, die geistigen Getränke, die Bohrer's halsstarrigem Willen zufolge noch immer in dem Laden geführt wurden, ergriff und wegschüttete. In der Rachgier und Energie, womit sie jedes Weinglas, jedes Liqueurglas, jede Flasche im Laden zerbrach,

lag fast etwas Wahnsinniges; hierauf ging Ellen mit der Beharrlichkeit und dem Eifer eines Menschen, der sich vor Reue bewahren und das Bewußtsein tiefer, innerer Sorgen zu verbannen wünscht, an die Arbeit und reinigte das Haus und den Laden von jeder Spur, die an den Feind erinnern konnte. Nach Verlauf einiger Tage war es Ellen gelungen, etwas von der alten Ordnung, wenn auch nicht von der alten Behaglichkeit im Häuschen wiederherzustellen, so daß dasselbe seit der Abwesenheit seines Herrn um Vieles reinlicher, stiller und einnehmender aussah.

Ellen's Nachbarn standen nicht an, unter sich selbst zu sagen: „Sie komme weit besser ohne den unnützen Burschen fort, als mit ihm," allein sie wußten wenig von all' den Verlegenheiten, in welche Ellen Bohrer noch immer verwickelt war. Wie viele Schulden hatte sie noch überall außenstehen, wie weit im Rückstande war sie mit ihrem Miethzinse, wie gering war der Erwerb, der ihr aus dem kleinen Handel zufloß. Unglücklicher Weise besaß Ellen durchaus keine Geschicklichkeit im Nähen, und eine Frau bedarf großer Geschicklichkeit sowohl, als großer Ausdauer und Energie, um sich eine Anzahl Kunden zu erwerben, wo die Concurrenz so ungemein groß ist, und bei vielen liebenswürdigen Charakterzügen gingen ihr doch jene ernsteren Eigenschaften ab. Und so kam es, daß die arme Ellen Bohrer trotz aller ihrer Anstrengungen immer tiefer und tiefer in Armuth versank.

Bei Frank Miller und dessen Familie standen die Sachen jedoch noch schlimmer. Wie ich schon erwähnte, war auch er genöthigt worden, sein Haus zu verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen, und um das nöthige Geld zur Anschaffung von Brod und — Branntwein zu erlangen. Ueberdies war ihm in jedem Jahre ein Kind geboren worden und Lydia war jetzt Mutter von vier Kindern: Harry, Lizzy, Tommy und Milly. Frank war fast immer berauscht, oder kam doch wenigstens eben erst von einem Rausche wieder zu sich. Es war fürchterlich, den sonst so gutmüthigen, heiteren und edelherzigen Frank in diesem Zustande zu sehen.

Wenden wir uns ab von diesem Gemälde des Elends und hören wir wenigstens etwas von einem schöneren Zuge in demselben: Frank war niemals unfreundlich gegen seine Frau oder die Kinder; bei allen Fehlern, welche seine Herabwürdigung mit sich brachte, liebte er sie noch immer, ja er liebte sie sogar mit vermehrter Zärtlichkeit, mit der Liebe, welche Gewissensbisse und Mitleid beim Anblicke ihrer Entbehrungen in ihm erweckten. Frank schien weit mehr das Opfer eines unheilbaren Uebels, als dasjenige eines schmachvollen Lasters zu sein. Ach, warum konnte er den Zauber, welcher ihn in seinen Fesseln hielt, nicht brechen! Warum konnte er nicht aus der Apathie, in die er versunken war, erwachen, warum das Joch elender Charakterschwäche, die ihn zum Sklaven machte, nicht abschütteln? Nichts in der Welt konnte so beredt sein, als die Reue,

als die Wehklagen dieser einst so edeln und jetzt so tief gesunkenen Natur. Nie vergaß er sich in seinem Rausche so weit, daß er Lydia oder die Kinder mißhandelt hätte. Er, der die Hälfte seiner Zeit berauscht, die andere Hälfte von Reue darüber gepeinigt war, würde lieber gestorben sein, ehe er seine Frau und die Kinder mit einem unfreundlichen Worte, oder einem finsteren Blicke gekränkt hätte; war es doch schon Elend genug, daß er sie durch seine Schuld dem Bettelstabe immer näher und näher brachte.

So viel Lydia auch bei Alledem litt, machte sie ihrem Gatten doch niemals Vorwürfe. Ob sie hierin recht handelte, oder nicht, läßt sich schwer entscheiden; so viel ist jedoch gewiß, daß Diejenigen, welche ein Recht dazu haben, selten die rechte Art und Weise der Vorwürfe zu treffen wissen. Wenn nun Lydia zu liebevoll war, um ihm harte Vorwürfe zu machen, so war sie leider auch zu schwach, ihn zu ermahnen. Lydia konnte nur weinen, wenn sie ihre Kinder hungern oder frieren sah, und kein Geld besaß, um Nahrungsmittel oder Holz zu kaufen. Gleich ihrer Schwester Ellen war auch sie mit ihrer Miethe weit in Rückstand; ihr Hausgeräthe war im Laufe der letzten drei Jahre nach und nach ziemlich verschwunden, denn jeder Gegenstand von irgend einem Werthe war verkauft worden, um die nöthigsten Lebensbedürfnisse dafür anzuschaffen. — Alle die hübschen Möbel in dem Wohnzimmer, — die reizende Einrichtung ihres weißen Stübchens, das Geschenk

ihrer verstorbenen Mutter, war verkauft worden; sie hatten nach und nach jeden Gegenstand, der nicht unumgänglich nöthig war, zu Geld gemacht, Alles war verschwunden, außer dem selbstgewebten Teppiche auf dem Fußboden der Küche; dieser war von den Händen ihrer Mutter gewirkt worden, und darum konnte sich Lydia nicht von ihm trennen.

So fand der Herbst des Jahres 1846 die unglückliche Familie. Eines Tages im November schlenderte Frank, mit den Händen nachlässig in den Taschen, im Schiffszimmerhofe umher, den Hut schief in die Stirn gedrückt und mit jenem unzweifelhaften Aussehen der Unwürdigkeit, welches beständige Trunkenheit mit sich bringt; — er hatte dabei eine dunkle Idee, sich auf die eine oder die andere Weise Arbeit zu schaffen. Frank's ganze Erscheinung sprach jedoch so sehr gegen ihn, daß es nur zu wahrscheinlich war, man würde seine Dienste selbst da, wo es an Arbeitern mangelte, zurückweisen. Natürlicher Weise blieben seine Bemühungen abermals fruchtlos, und um seinen Kummer darüber zu betäuben, ging er in das nächste Wirthshaus und trank bis zur Berauschung. In diesem Zustande traf ihn ein Werbesergeant, der ihn, berauscht, wie er war, überredete, in Dienste zu treten und nach Mexiko zu gehen. Aus Furcht, daß er seinen neuen Rekruten verlieren könnte, nahm ihn der Sergeant sogleich mit nach der Marinekaserne, in welcher die Kompagnie, in die er eingeschrieben worden war, ihr Quartier hatte.

In jener Nacht blieb die arme Lydia zum ersten Male seit ihrer Verheirathung ganz allein mit ihren Kindern. Sie blieb bis lange nach zwölf Uhr auf, um Frank's Heimkehr zu erwarten, dann kleidete sie sich langsam und traurig aus, und legte sich nieder; allein sie konnte nicht schlafen, sondern lag furchtsam und geängstigt wach, und zählte die Stunden bis endlich nach langer, langer Qual der Morgen heraufdämmerte. Sie erhob sich zeitig wieder, kleidete sich und ihre armen Kleinen an, brachte das fast leere Häuschen in Ordnung und bereitete ihr einfaches Frühstück, das aus schwachem Kaffee ohne Milch und aus Roggenbrod bestand.

Lydia hatte sich vorgenommen, unmittelbar nach dem Frühstücke ihre vier Kinder zu Schwester Mary hinüberzubringen, sie dort zu lassen, und dann Frank an den Orten, wo er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, aufzusuchen. Kaum hatte sie jedoch ihr Frühstück eingenommen und die Geräthschaften weggeräumt, als ein Klopfen an der Thür sie unterbrach.

„Herein," rief Lydia, in der Meinung, es werde eine ihrer Schwestern oder eines von deren Kindern sein, die immer ab und zu gingen. Ein junger Mann, ein Freund ihres Mannes, trat auf ihre Aufforderung in die Küche. Er sah sehr ernst aus. Eine plötzliche Ahnung sagte Lydia, daß sie jetzt eine schlimme Nachricht empfangen würde.

„Setzen Sie sich," flüsterte sie mit bebender Stimme, indem sie selbst auf einen Stuhl sank.

Der junge Mann nahm Platz, stellte seinen Hut neben sich auf den Fußboden und begann mit zögerndem Tone:

„Ich habe eine Nachricht für Sie, Mrs. Miller."

„Nun?"

„Eine Nachricht von Ihrem Gatten."

„Nun?" wiederholte Lydia erbleichend.

„Er, — er hat sich anwerben lassen."

„Oh, barmherziger Gott!" rief die unglückliche Frau, indem sie ihre Hände fest zusammenfaltete und dem Verkünder dieser Nachricht starr in's Antlitz blickte.

„Seine Kompagnie geht heute Nachmittag mit der Eisenbahn fort, und er wünscht Sie mit den Kindern an dem Bahnhofe zu treffen, damit er von Ihnen Allen Abschied nehmen kann."

Der junge Mann sprach diese Worte mit hastiger, gepreßter Stimme. Ein leiser, halbunterdrückter Schrei entschlüpfte Lydia's Munde, — sie erhob sich, sank wieder in den Stuhl zurück, versuchte es noch einmal aufzustehen und fiel ohnmächtig auf ihr Gesicht zu Boden.

Voll Bestürzung und Angst versuchte ihres Mannes Freund die Aermste aufzuheben. Die Kinder stürzten aus der Ecke, in welche sie sich beim Eintritte des jungen Mannes scheu zurückgezogen hatten, hervor, eilten auf ihre Mutter zu, deren Ohnmacht sie für den Tod hielten, und brachen in laute Wehklagen aus.

Der junge Mann legte Lydia auf ein altes Sopha, und eilte hinüber in das nächste Haus, um ihre Schwester Ellen herbeizuholen; in kurzen Worten theilte er ihnen die Ursache von Lydia's plötzlicher Erkrankung mit, und alsbald eilten Ellen und Mary herbei, um ihrer unglücklichen Schwester Hilfe zu leisten. Als sie eintraten, war Lydia aus der Ohnmacht, in welche sie bei dieser fürchterlichen Nachricht gesunken war, die für ihre schwachen Nerven und ihren Mangel an Selbstbeherrschung zu entsetzlich auf sie gewirkt hatte, wieder erwacht.

„Oh, Mary!“ rief sie, als ihre Schwestern eintraten, „Du bist stark und Du bist klug! Oh, Mary, sage mir, was soll ich thun, — was kann ich thun?“

„Kann Frank nicht auf einige Stunden Urlaub bekommen, damit er sie noch einmal besucht?“ wendete sich Mary zu dem jungen Manne.

„Nein, Madame, das ist unmöglich. Die Truppen sollen die Stadt mit dem heutigen Abendzuge verlassen, und man bewacht sie bis dahin auf das Strengste, weil man fürchtet, es möchen Einzelne desertiren. Die einzige Möglichkeit, daß Mrs. Miller ihren Mann noch einmal sehen kann, ist, daß sie nach dem Bahnhofe geht und dort wartet, bis die Truppen kommen.“

Lydia brach jetzt auf's Neue in lautes Schluchzen aus und die Kinder drängten sich um sie herum; Harry, ihr ältester Knabe, schlang seine Arme um ihren Hals,

schmiegte sich dicht an sie und brach ebenfalls in ein bitteres Geschrei aus.

„Giebt es denn gar kein Mittel, um seine Freiheit wieder zu erlangen?“ fragte Mary.

„Sie könnten es vielleicht heute beim Ministerium versuchen, Madame,“ erwiederte Frank's Freund achselzuckend. „Ich muß Ihnen jedoch offen bekennen, daß die Hoffnung, ihn frei zu machen, eine sehr schwache ist.“

„Oh, Mary! — Versuche es, Mary! — Liebste Mary, versuche es!“ schluchzte und flehte Lydia.

„Ja, ich will gehen, — ich will sogleich gehen,“ sprach Mary. „Verliere den Muth nicht, liebe Lydia, es wird wohl noch Hilfe möglich sein,“ und mit diesen Worten eilte sie fort, in ihr eigenes Häuschen, um sich für ihren Liebesdienst vorzubereiten.

Um meinen Leserinnen einen Begriff davon zu geben, auf welche Weise arme Frauen behandelt werden, wenn diese Behandlungsweise auch vielleicht nothwendig sein mag, so will ich in aller Kürze erzählen, wie es Mary Fairfield bei dieser Gelegenheit erging.

Als sie beim Kriegsministerium ankam, stieg sie die große Steintreppe hinan und trat schüchtern in die hohe, mit Marmor gepflasterte Vorhalle, aus welcher Mahagonithüren in die verschiedenen Zimmer führten, und auf denen man in Goldschrift las: „Bureau des Generaladjutanten“ — „Bureau des Marinesekretärs“ und so weiter. Am Ende der Halle führte eine breite,

steinerne Treppe mit eisernen Geländern in den oberen Stock. Mary kam sich etwas unheimlich vor, wie sie in der prächtigen Halle so verlassen dastand, und sie konnte bei dem Gedanken an eine Unterredung mit den hochgestellten Männern, die hier beschäftigt waren, eine Regung der Furcht nicht ganz unterdrücken, denn ihr Herz klopfte in mächtigen Schlägen.

Sie war kaum eingetreten, als einer der Boten auf sie zukam und sie in kurzem Tone fragte:

„Wen wünschen Sie zu sprechen?"

„Sr. Gnaden, den Marinesekretär, wenn es Ihnen gefällig wäre," antwortete Mary.

„Oh, Ihr Mann ist wohl in Mexiko, nicht wahr?"

„Nein, mein Herr."

„Nun gut, dann ist es wenigstens Ihr Vater, oder einer Ihrer Söhne, oder Ihrer Brüder, wie?"

„Nein, mein Herr, keiner meiner Blutsverwandten ist in Mexiko," erwiederte Mary, deren bescheidenes Benehmen und einfacher Wittwenanzug das etwas harte Herz des Beamten zu gewinnen begann.

„Nun gut. — Der Sekretär ist noch nicht gekommen, aber Sie können ja mit dem ersten Schreiber sprechen. Ich habe Sie hier aufgehalten, weil nicht ein Tag vergeht, ohne daß irgend eine Frau hierherkommt, um ihres Mannes Entlassung zu erbitten, — oder daß eine Wittwe weint und klagt, man möchte ihren Sohn des Dienstes entbinden, der Minister ist

mit solchen Gesuchen dermaßen überlaufen worden, daß er den Befehl gegeben hat, alle derartigen Bittsteller gleich an der Thüre aufzuhalten."

„Und doch sollte ich meinen, daß auch solche Bittsteller wenigstens angehört werden müßten, selbst wenn ihre Gesuche nicht erfüllt werden, denn es läßt sich wohl kaum voraussehen, was für Grausamkeit und Ungerechtigkeit daraus entstehen kann, wenn die Gesuche eines Bittenden nicht einmal untersucht werden."

„Es läßt sich nicht thun, Ma'am. Sehen Sie, es giebt junge Männer, und in diesem Falle selbst alte Männer, die von sogenanntem patriotischen Eifer erfüllt sind, — die nach militärischem Ruhme dürsten; diese nehmen in aller Eile Dienste und gehen nach Mexiko, wo ihre Begeisterung sehr bald durch rindslederne Stiefel, Lederstrümpfe, kurze Rationen, lange Märsche und Exerciren gedämpft wird. Da möchten sie nun gern wieder nach Hause zurückkehren, sie schreiben und erwecken das Mitleiden der Frauenzimmer, die dann herkommen und den Minister plagen und quälen. Das ist der Grund, warum ich Sie anhielt, wissen Sie. Ich glaubte, Sie hätten Jemand in Mexiko."

Mary fühlte sich nicht berufen, ihn aufzuklären, sondern folgte dem Manne zu einer Thüre, die er öffnete und dabei zu ihr sprach:

„Das Bureau des ersten Schreibers," worauf er nach ihrem Eintreten die Thüre hinter ihr schloß und sich zurückzog.

Mary machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Ein Herr erhob sich von seinem Sitze hinter einem großen Schreibtische und setzte ihr zuvorkommend einen Stuhl hin. Die arme Mary setzte sich zitternd nieder; sie war sehr aufgeregt, und wurde durch diese Höflichkeit in eben so große Verlegenheit versetzt, als es bei einem Benehmen entgegengesetzter Art der Fall gewesen sein würde. Stockend und schüchtern begann sie von dem Zwecke ihres Erscheinens zu erzählen. Der Herr hörte ihr mit freundlichem und allem Anscheine nach mitleidigem Ausdrucke zu; als sie zu Ende war, sagte er ihr, daß er selbst in dieser Angelegenheit Nichts für sie thun könne, daß der Marinesekretär zu Hause und krank sei, daß sie aber zu General — gehen möchte, der ihr wohl von einigem Nutzen sein könnte. Er theilte ihr mit, wo sie das Bureau des Generals — finden würde und als Mary sich erhob, um das Zimmer zu verlassen, öffnete er ihr freundlich die Thüre und rief einen der Boten, um sie zu begleiten.

Durch diese unerwartete Güte ermuthigt, betrat Mary das Zimmer des General — mit großen Hoffnungen auf einen günstigen Erfolg. Im Vorzimmer fand sie einen jungen Mann, der sie benachrichtigte, daß der General zwar augenblicklich abwesend sei, jedoch in kurzer Zeit wieder hier sein würde, und indem er ihr die Thüre öffnete, führte er sie in das Zimmer. Mary setzte sich nieder und hatte vollkommen Zeit, sich an dem munteren Kaminfeuer zu erwärmen, den kostbaren

Teppich, die schönen Tische und bequemen Armstühle, sowie die verschiedenen Flaggen von allen Größen und Farben zu bewundern, mit denen das Zimmer geschmückt war, ehe sich die Thüre öffnete und ein kleiner, alter Herr mit dichtgelocktem, rothem Haar, mit halb prahlerischem, halb herablassendem Wesen in das Zimmer trat, auf dessen Zügen unverkennbar die Frage zu lesen war: „Nun, was wollen Sie?“

Mary erhob sich, machte eine Verbeugung und blieb schweigend stehen. Die errungene Geistesgegenwart war wieder entflohen, — das Aeußere dieses kleinen Mannes versprach so wenig, — sie hielt ihr Unternehmen wieder für ein gänzlich hoffnungsloses.

Der General hatte sich in seinen Stuhl geworfen, den er mit einem heftigen Rucke herumdrehte, worauf er seine kurzen Beine übereinanderlegte, sich mit den Händen auf das Knie stützte und Mary mit einem fragenden Blicke ansah, der anmaßend sein sollte, aber nur naseweis war. Mary bat um Vergebung wegen der von ihr veranlaßten Störung und begann ihre kleine Erzählung von Neuem. Ehe sie zwei Minuten lang gesprochen hatte, unterbrach er sie geschwätzig und rief mit seiner hohen, scharfen, widerwärtigen Stimme:

„Ach, ich weiß schon! Kenne das Alles! Brauchen mir das Uebrige gar nicht erst zu erzählen! Habe dieselbe Geschichte schon zwanzig Mal gehört! Habe es im vergangenen Jahre jede Woche mit anhören

müssen! „Die einzige Stütze seiner verwittweten Mutter.“ Kenne das schon! — Kenne es ganz genau!“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ warf Mary jetzt ein, deren sanfter Charakter sich gegen diesen geborenen Harlekin auflehnte, den der Zufall zu einer „kleinen, kurzangebundenen Respektsperson“ gemacht hatte, „entschuldigen Sie, mein Herr, er hat eine junge Frau und vier Kinder, und sein Weib ist außer Stande für sich und ihre Familie Sorge zu tragen, da sie das jüngste Kind noch nähren muß.“

„Das ist *seine* Sache, nicht die meinige, — hätte daran denken sollen, ehe er in Dienste trat.“

„Aber, mein Herr, er war nicht Herr seiner selbst, als er sich anwerben ließ, — er war —“

Mary erröthete und stockte.

„Was war er?“ fragte die Gliederpuppe boshaft.

„Unter dem Einflusse des Branntweins,“ sprach Mary mit leiser Stimme.

„Dann ist die Armee, — der active militärische Dienst das beste Mittel, um ihn von seiner übeln Gewohnheit zu heilen,“ entgegnete der General, indem er aufstand und die Thüre öffnete, um seinen Besuch zu entlassen.

Mary verstand diesen deutlichen Wink und verließ das Zimmer.

Mit schwerem Herzen kehrte sie nach Hause zurück, um Lydia den schlechten Erfolg ihrer Bemühungen mitzutheilen.

Lydia hatte den ganzen Tag geweint und lag jetzt erschöpft auf dem alten Sopha, während Ellen sich des Hauswesens und der Kinder annahm und sich vergebens bemühte, den Jammer ihrer Schwester zu mildern. Als Mary nun eintrat und ihre schlechten Nachrichten mittheilte, brach der Schmerz auf's Neue los, obgleich Lydia fortwährend behauptete, sie habe gar nichts Anderes erwartet.

Der Nachmittag rückte heran; Lydia bezwang sich, aufzustehen und sich und die Kinder anzukleiden, um nach dem Bahnhofe zu gehen, wo sie ihrem Gatten Lebewohl sagen sollte. Lydia war von dem langen Weinen so schwach, so ganz unfähig zu gehen, daß Mary Fairfield einen Lohnwagen nahm, ihre Schwester und die Kinder hineinhob und darauf selbst einstieg, um Lydia nach dem Bahnhofe zu begleiten.

Als sie am Orte der Trennung angekommen waren, verließen sie ihren Miethwagen und sahen der Ankunft der Truppen mit klopfendem Herzen entgegen. Noch einige andere Frauen waren von demselben traurigen Beweggrunde hierhergeführt worden. Lydia stand zitternd, auf den Arm ihrer Schwester gestützt, da. Endlich ließen sich von der Seite des Kapitols her die Töne der Musik vernehmen, und bald darauf erblickten die Frauen die blauen Röcke, die wehenden Federstütze und blitzenden Waffen der Soldaten, welche sich in der Allee näherten. Lydia machte einige heftige Bewegungen, als wollte sie den Truppen entgegeneilen und

Frank unter ihnen zu erspähen suchen, allein Mary hielt sie mit Gewalt zurück.

Nachdem sie Halt gemacht hatten, wurde es den Soldaten, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, erlaubt, ihren zum Abschiede hier versammelten Angehörigen und Freunden Lebewohl zu sagen. Unbekümmert um die sie umgebende Menge war Lydia beim ersten Anblicke ihres Gatten auf diesen zugeeilt und hatte sich, krampfhaft schluchzend, in seine Arme geworfen.

Frank zog sein Weib mit sich fort, hinter einen hohen Berg von Kisten und Koffern, die sie den Augen der Neugierigen verbargen, drückte sie weinend an das Herz, küßte sie immer und immer wieder, während seine Thränen ihr heiß auf die Wangen tröpfelten, — dann entwand er sich sanft ihrer liebevollen, aber krampfhaften Umarmung, um seine Kinder herbeizurufen. Er hob Eines nach dem Anderen in seine Arme empor, drückte einen Abschiedskuß auf die unschuldigen Lippen, segnete sie, betete und weinte über sie, und als die Truppen wieder zusammengerufen wurden, drückte er sein Werbegeld noch hastig in Lydia's Hand, zog sie noch einmal an sein Herz und riß sich dann los, um in Reihe und Glied zu treten. Sein Weib sank ohnmächtig in die Arme ihrer Schwester.

Eine Stunde später lag Lydia, vom Schmerze überwältigt und betäubt, in ihrem verlassenen Häuschen auf dem Bette, und die Truppen in den Eisenbahnwag-

gons hatten fast die Hälfte des Weges nach Baltimore hinter sich.

Wohl über eine Woche verfloß, ehe Lydia Miller, das einst so verwöhnte und verzogene Kind ihrer Mutter, Schwestern und ihres Mannes, es über sich gewinnen konnte, irgend Etwas für ihre Familie zu thun. Durch ihre Gewohnheit, sich gehen zu lassen, war Lydia schon schwach und ohne Energie gewesen; dieser neue Schlag der Trennung von ihrem Gatten machte sie nun völlig unfähig, den Anforderungen ihrer Lage zu entsprechen. Nach vierzehn Tagen hielten die beiden älteren Schwestern Rath, was wohl für ihre jüngste Schwester, für dies Kind der Familie gethan, werden könnte.

Wie die Leserin weiß, waren die Schwestern arm, sehr arm. Mary Fairfield, die Wittwe, die Näherin, die vollkommen mäßige, enthaltsame Frau, war die Einzige, die sich ihre Mitgift, das Häuschen nebst Garten, zu erhalten gewußt hatte.

Eine bemerkenswerthe Thatsache muß ich hier meinen Leserinnen in's Gedächtniß rufen, daß nämlich Lydia und Ellen, welche an ihren Gatten eine Stütze hatten, oder doch eine Stütze an ihnen hätten finden sollen, da dieselben den bei Weitem größeren Verdienst zubrachten, welcher die Arbeit der Männer lohnt, das Eigenthumsrecht ihrer Häuser durch Unmäßigkeit und Nachlässigkeit eingebüßt hatten, während Mary, trotzdem sie ihren Mann schon früher verloren und nur auf den kärglichen Erwerb, welchen ihre Näherei einbrachte, an=

gewiesen war, sich dennoch ihr kleines Besitzthum ungeschmälert bewahrt hatte. Mary, die arme, aber arbeitsame Wittwe, war fast wohlhabend im Vergleich zu ihren beiden Schwestern, deren Männer das Sechsfache hätten verdienen können.

Die drei Schwestern besaßen noch ein kleines, gemeinschaftliches Grundstück; dies war ihre eigentliche Heimath, die Stätte, wo sie geboren wurden, das alte, kleine Häuschen ihrer Mutter, das auf dem Felde stand, von einem kleinen, von Unkraut überwucherten Garten umgeben. Dies unbedeutende Häuschen war aber so wenig geräumig, so alt und verfallen, daß es monatlich nur noch drei Dollars Miethe trug, und also bei einer Theilung auf jede der Schwestern im Monat ein Dollar kam. Da nun jenes Häuschen gerade unbewohnt war und Lydia sich mit ihrer Miethe schon weit im Rückstande befand, so kamen die Schwestern überein, daß sie mit ihren Kindern dasselbe beziehen sollte, ohne daß Mary und Ellen von ihr eine Entschädigung dafür beanspruchen würden. Es war Alles, was die Schwestern für Lydia zu thun vermochten, daß sie ihr das Häuschen miethfrei überließen; Mary Fairfield versprach außerdem noch, sie wolle versuchen, Lydia einige Näharbeit zu verschaffen, wobei Lydia's Mangel an Geschicklichkeit ihrem glücklichen Erfolge allerdings ein bedeutendes Hinderniß in den Weg zu legen drohte. Als Mary und Ellen ihrer Schwester diesen Vorschlag machten und ihr riethen, den Umzug bald möglichst vorzu-

nehmen, ehe ihr geringes Hausgeräthe für Deckung der Miethe gepfändet würde, nahm sie den Rath und das Anerbieten dankbar an.

Wenige Tage später hatte Lydia die bescheidene Wohnstätte ihrer glücklichen Kindheit wieder bezogen. Von dem Werbegelde ihres Gatten hatte Lydia redlich die Hälfte an ihren Wirth bezahlt, und mit den übrigen fünf Dollars, — denn Frank hatte seine Freiheit für zehn Dollars verkauft, — ließ sie allen ihren Kindern neue Schuhe machen, da es kalt und frostig zu werden begann. Der Winter brach nun herein und die größeren Bedürfnisse, so wie die härtere Arbeit und strengere Sparsamkeit, welche das kalte Wetter mit sich brachte, nahmen die beiden älteren Schwestern dermaßen in Anspruch, daß sie über der Sorge für ihre Kinder genöthigt wurden, Lydia fast ganz und gar sich selbst zu überlassen.

Für die Armen war jener Winter recht hart. Durch das zeitige Einfrieren der Flüsse stieg das Holz um ein Drittel in seinem gewöhnlichen Preise. Wegen des Krieges in Mexiko und der Hungersnoth in Irland, des theilweisen Mißrathens der Kornernte, stiegen die Brodpreise beinahe zu dem Doppelten; das Faß Mehl wurde mit acht, neun, ja sogar zehn Dollars bezahlt, — und Alles dies kam zu einer Zeit, wo die Sorge für die Familie armen Frauen zur Last fiel, welche auf ihre unbedeutende Feldarbeit, auf ihren kärglichen Lohn angewiesen waren, während ihre Väter, Brü-

der, oder Gatten an dem mexikanischen Kriege Theil nahmen.

Wie die drei Schwestern es möglich machen konnten, sich während jenes fürchterlichen Winters das Leben zu fristen, ist fast unbegreiflich. Mary und Ellen waren im Stande sich zu behelfen, ohne die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen, allein ihre größten Bemühungen waren nicht ausreichend, Lydia vor dieser traurigen Nothwendigkeit zu erretten. Es war Mary zwar gelungen, Lydia etwas Arbeit zu verschaffen, da dieselbe jedoch in Folge ihres Mangels an Geschicklichkeit nur langsam damit vorwärts kam, so war auch dieser Erwerb ein äußerst unzulänglicher.

Während der bittersten Kälte war Lydia vier Wochen hintereinander ohne Holz. Die Fenz, womit das kleine Häuschen umzäunt gewesen, hatte sie nach und nach eingerissen und verbrannt, um sich und ihre Kinder vor dem Erfrieren zu retten. Ganze Tage lang hatte Lydia nichts zu essen und in solchen Fällen der äußersten Noth, wenn alles Andere fehlschlug, wendete sie sich an mildthätige Gesellschaften. Zwei Mal waren ihre dringendsten Bedürfnisse auf diese Weise gestillt worden, als sie jedoch zum dritten Male um Unterstützung einkam, mußte ihr Gesuch nothwendiger Weise zurückgewiesen werden. Die Gesellschaft hatte sich in Folge der außergewöhnlichen Ansprüche, welche an sie gemacht worden waren, in Schulden verwickelt und mußte nun ihre Ausgaben beschränken.

Der lange, trübe Winter mit seinen namenlosen Leiden war endlich vorüber, aber leider hatte die trostlose Frau während desselben auch nicht die mindeste Nachricht von ihrem Gatten erhalten. Das Frühjahr erschien und befreite den Armen wenigstens von dem drückendsten Mangel bei strenger Jahreszeit, — vom Mangel an Feuerungsmaterial. Die Schwestern begannen eine heitrere Miene zu zeigen, ihre Gesichter schienen jetzt weniger bleich, verfallen und verhungert auszusehen. Lydia hatte sich während dessen einige Fertigkeit darin erworben, niedliche Kinderkleider zuzuschneiden und zu nähen, und mit dem Frühling hatte sie auch eine ziemliche Anzahl Bestellungen erhalten.

Die drei Schwestern hielten sich zusammen ein Exemplar des „Sternes," einer Pennyzeitung, welche sie lasen, um die Armeeberichte daraus zu erfahren und die gewöhnlich Mary zugetragen wurde, die sie zuerst las und dann ihren beiden Schwestern zuschickte. Eines Tages, als Lydia gerade zu Mary in das Haus treten wollte, kam der Zeitungsträger vorüber, und warf ihr das Blatt zu. Lydia fing es auf, eilte damit in das Haus und setzte sich, nachdem sie ihre Schwester flüchtig begrüßt hatte, nieder, um die Zeitung zu lesen. Ihr Blick schweifte über die ersten Seiten, welche gewöhnlich durch Armeeberichte ausgefüllt sind und sie las mit fliegendem Athem und wechselnder Farbe in großen Buchstaben:

„Glorreiche Nachrichten aus Mexiko. Eine große Schlacht hat stattgefunden. Die amerikanischen Truppen haben gesiegt.“

Athemlos las sie weiter, — plötzlich sprang sie mit einem durchdringenden Schrei von ihrem Sitze empor und fiel mit dem Gesichte zu Boden, als hätte ein Pfeil ihr das Herz durchbohrt.

Der Name Francis Miller stand unter dem Verzeichniß der Getödteten!

Tagelang hing Lydia's Leben nur an einem schwachen Faden. Sie erwachte aus der Bewußtlosigkeit nur, um bei dem leisesten Schimmer von Erinnerung an das Geschehene in Konvulsionen zu verfallen, und dies währte so lange, bis ihre Kräfte gänzlich erschöpft waren, und man befürchtete, sie sei dem Tode verfallen. Endlich siegte aber die Jugend und ihre gute Natur, und sie begann sich allmälig zu erholen. — Als sie zum ersten Male ihr Krankenlager verließ, schien sie nur noch der Schatten ihres früheren Ich zu sein, — so abgemagert und verfallen war sie, so tief lagen die wildblickenden Augen in ihren Höhlen. Nach kurzer Zeit begann sich jedoch in Lydia jene eigenthümliche, geheime Kraft zu entwickeln, welche aus Prüfungen und Leiden hervorzugehen pflegt. Sie blickte dem Leben mit seinen Mühen fest und standhaft in's Auge, und sammelte, was ihr an Trümmern des zerstörten Glückes noch geblieben war, auf daß nichts verloren gehen sollte.

Im Laufe des Sommers kehrten ihre Körperkräfte wieder zurück, und Lydia widmete sich der Sorge für ihre Kinder mit der ganzen Liebe einer Mutter, und so war es ihr möglich geworden, durch Fleiß und Sparsamkeit während des Sommers und Herbstes den nöthigsten Lebensunterhalt zu erwerben. Beim Eintritte des Winters fingen ihre Sorgen jedoch wieder an sich zu vermehren. Die Arbeit wurde seltener, der Lohn dafür sehr gering, und oft konnte sie von ihren Kunden nicht einmal die kärgliche Bezahlung erlangen, welche ihr diese für die gelieferte Arbeit schuldeten. In dieser Lage fand sie der Dezember des Jahres 184—.

Zehntes Kapitel.

Sylvesterabend.

Abermals geht ein Jahr zu Ende. Abermals bereitet Lydia Miller sich für das neue Jahr vor. Aber ach, unter wie verschiedenen Verhältnissen, als jene es waren, in denen wir sie früher mit den Vorbereitungen zum Feste gesehen haben!

Werfen wir jetzt einen Blick auf ihre Wohnstätte,

— auf sie selbst und ihre Kinder. Es ist früh, sehr früh am Morgen. Die ganze Nacht hindurch ist der Schnee vom Sturme gegen die Fenster geweht worden. Lydia hat nicht ein Auge geschlossen; wie hätte sie auch schlafen können, mit den Kindern, die beständig aufwachten und über die Käite klagten und weinten, — wie konnte sie schlafen, mit dem Bewußtsein, daß nicht ein Scheit Holz mehr im Hause sei, um Feuer zu machen, daß sie keine Lebensmittel besaß, außer einer Hand voll Mehl am Boden des Fasses?

Sobald es Tag war, stand Lydia auf, denn sie hatte eine kleine Arbeit zu machen, welche durchaus zum neuen Jahre abgeliefert werden sollte. Es war der Anzug eines kleinen Mädchens, deren Eltern in der Avenue wohnten, und die Lydia wegen dem Drange der Geschäfte vor den Weihnachtsfeiertagen mit dieser Arbeit beauftragt hatten. Wenn Lydia früh an's Werk ging, so konnte sie ihre Arbeit bis zum Abende beendigen und auf diese Weise ihre Kunden zufrieden stellen, sowie das Geld erlangen, dessen sie zum Ankaufe einiger Gegenstände so dringend bedurfte. Am vergangenen Abende hatte sie noch spät bei ihrer Arbeit gesessen, bis das Licht, welches sie von ihrer Schwester Mary geborgt hatte, heruntergebrannt war, und sie im Finstern saß, — und noch immer hatte sie einen Tag lang zu arbeiten, denn das Kleid war von Merino und reich mit wolleuen Borden ausgeschmückt. Sobald es also hell genug geworden war, um zu ihrer Arbeit sehen zu können,

erhob sich Lydia, vor der beißenden Kälte zurückschauernd, und kleidete sich mit erstarrten Händen an. Sie deckte ihre Kinder so warm als möglich zu und gebot ihnen, dicht aneinander geschmiegt liegen zu bleiben, worauf sie in die finstere, kalte, feuerlose Küche hinabging. Zuerst versuchte sie die Hausthüre zu öffnen, um zu sehen, wie hoch der Schnee lag und ob es möglich sein würde, zu Mary zu gehen, von der sie sich ein wenig Holz leihen wollte. Sie mußte sich lange Zeit anstrengen, ehe es ihr gelang, die zugefrorene Thüre aufzustoßen, durch welche der angewehte Schnee gleich einer kleinen Lawine ihr entgegenfiel und der Wind ihr Hagel und Schneeflocken in's Gesicht trieb. Die mit tiefem Schnee bedeckten Felder, deren Fenzen sich unter der weißen Hülle verloren hatten, die bis zur Hälfte eingeschneiten Hütten boten einen trüben, schmerzlichen Anblick. Es war unmöglich, an jenem Morgen in dem Schneesturme zu den drei kleinen Häuschen hinüberzugelangen. — Mit frostbebenden Händen und harter Arbeit gelang es Lydia den Schnee wieder hinauszuschaufeln und die Thüre zu schließen. Sie öffnete nun die zugefrorenen Fensterläden und das bleiche Winterlicht drang in die öde Küche. — Ach, wie sah es in derselben aus! — Der Lieblingsteppich, „Mütterchen's selbstgewirkter Teppich," hatte aus Mangel an Holz und Lebensmitteln für die verarmte Familie verkauft werden müssen, so daß der Fußboden unbedeckt war und zwischen den alten, morschen Dielen tiefe, dunkle Spalten sicht-

bar wurden. An manchen Stellen war das Getäfel zerbrochen, die Fenstergewände und Flügel hingen locker, daß der Wind überall hindurchpfiff und das Zimmer auskältete, selbst wenn Feuer auf dem Herde brannte, um wie viel mehr mußte dies jetzt der Fall sein, wo kein Feuer und auch keine Aussicht auf Material dazu vorhanden war. Einige wenige alte, wurmstichige Stühle, ein Tisch von Tannenholz und ein Topfbret mit einigen alten Tassen und irdenen Tellern bildeten das ganze Geräthe dieser ärmlichen, elenden Küche.

Lydia blickte sich voll Verzweiflung um, als das kalte, graue Licht dieses stürmischen Morgens auf diese Scene der Armuth fiel. Die schneidende Kälte machte ihre Glieder starr und kraftlos, die Füße schienen ihr leblose Eisstücken zu sein, die Hände waren steif und unbeweglich! — Was sollte nun geschehen? — Mußten ihre Kinder vor ihren eigenen Augen verhungern und erfrieren? — Sie rieb ihre Hände mit Heftigkeit zusammen, um die unterbrochene Cirkulation des Blutes wieder herzustellen; hierauf ging sie an das Mehlfaß, stürzte es um und schüttete die Hand voll Mehl in eine Schüssel, — aber wie konnte sie ohne Feuer etwas daraus zubereiten? Plötzlich fuhr ihr ein guter Gedanke durch den Kopf, — sie ergriff eine Axt, welche in dem Winkel unter der Treppe stand, rollte das Faß bis an den Herd und zerhackte dasselbe in Stücke. Das Faß war nur aus leichten Dauben zusammen gesetzt, so daß es ihr mit Aufwand ihrer geringen Kräfte möglich

war, es zu zerspalten. Bald loderte ein knisterndes Feuer auf dem Herde und Lydia trat auf die unterste Stufe der Treppe und rief mit fröhlicher Stimme hinauf:

„Ihr könnt jetzt aufstehen, Kinder, — es ist Feuer in der Küche," und nachdem sie das Wasser in dem Steinkruge aufgethaut hatte, fing sie an, ihren Mehlkuchen zu mischen, der, ehe die Kinder herunterkamen, schon fertig gebacken war. — Sie legte nun ihren Roggenkuchen auf den Tannenholztisch, um welchen die Kinder sich versammelten, worauf sie mit munterer Stimme ein kurzes Gebet sprach und das Brod unter ihre Kleinen vertheilte. — Sie hatten nur ein Frühmahl und ein Feuer, und dies genügte, um Diejenigen, welche jetzt an Armuth und Noth gewöhnt waren, für das Erste zufrieden zu stellen. Dies einfache Frühstück war schnell vorüber und eben so schnell waren die dazu gebrauchten Geräthschaften bei Seite geräumt. Lydia wies den Kindern ihre Arbeit an, welche darin bestand, daß sie wollene Streifen für Teppiche zuschnitten und säumten, worauf sie ihre eigene Arbeit hervorsuchte und sich auf das Eifrigste damit beschäftigte, sich nur dann und wann unterbrechend, um die starren Hände zusammenzuschlagen und dadurch den Blutumlauf zu befördern, oder um das kleine Feuer durch das Auflegen einer Faßdaube vor dem Erlöschen zu bewahren.

„Habt keine Sorge, Kinder," sprach sie heiter, „wir werden heute Abend ein hübsches Feuer und ein

gutes Brod zum Abendessen haben. Mutter muß dies nur noch fertig machen und ihre Arbeit abliefern, dann wird sie etwas Geld bekommen und dafür etwas Holz und ein wenig Mehl und Gewürze kaufen, und sie wird sehen, ob sie ihren Kindern zum Sylvesterabend nicht ein Paar Kuchen backen kann."

„Und, Mutter, willst Du nicht auch meine Schuhe von Mr. Tucker mit nach Hause bringen?" fragte Harry, dessen kleine Schuhe schon seit acht Tagen bei einem Schuhmacher zum Ausbessern waren, die aber dort bleiben mußten, weil Lydia kein Geld besaß, um sie zu bezahlen.

„Ja, mein liebes Kind, Mutter wird dies auch thun."

Den ganzen Tag arbeitete sie und arbeitete. Die Kinder wurden wieder hungrig, und das Feuer war im Verlöschen, so, daß sie sehr zu frieren anfingen. Hunger und Kälte wirken auf einander ein, indem Eines das Andere steigert. So sparsam Lydia auch damit umging, war das Faß, welches sie zu Feuerung benutzt hatte, gegen Mittag ganz verbraucht, und es glimmte nur noch die heiße Asche auf dem Herde. Es waren noch drei alte Stühle im Hause, von denen sie einen zu opfern beschloß, denn ein Feuer mußten sie haben, oder die Kinder kamen vor Kälte um. — Lydia erhob sich und zerbrach den Stuhl, was keine allzuschwere Aufgabe war, denn die Holzwürmer hatten ihr schon vorgearbeitet, und legte die Stücke auf die glimmenden

Holzkohlen. Die Kinder drängten sich um das neuauflodernde Feuer, Milly, die Kleinste, brachte ihr Lieblingstäubchen herbei, dessen Füßchen vom Froste ebenfalls erstarrt waren, — und die Mutter griff wieder zur Nähnadel. Mutter und Kinder hatten den ganzen Tag über den Himmel beobachtet, und auf das Ende des furchtbaren Schneegestöbers mit einer Angst und Unruhe geharrt und gehofft, welche nur der Arme und Nothleidende sich vorzustellen vermag.

„Seht, Kinder, es hat sich wunderschön aufgeklärt," rief Lydia, um die Aufmerksamkeit der Kinder auf den im Sonnenscheine glitzernden und funkelnden Schnee zu lenken, während sie ihre Nadel mit erneutem Eifer und frischem Muthe handhabte. Je weiter indeß der Nachmittag vorrückte, je mehr schien ihre frohe Laune zu sinken, es überkam sie eine Mattigkeit, ein Frösteln, eine Neigung zum Gähnen und heftiger Kopfschmerz. Schon früher hatte sie dieses leichte Frösteln, dem ein hektischer Fieberanfall folgte, der seinen Grund in der beständigen Angst, Sorge, Arbeit, Ueberanstrengung und Hungerleiden hatte, zu verschiedenen unregelmäßig wiederkehrenden Zeiten, allein stets des Nachmittags oder Abends empfunden. Dies Mal kamen die Symptome jedoch mit vermehrter Stärke zum Vorschein und sie wurde von einer unwiderstehlichen Mattigkeit, wechselndem Frost und Hitze und einem tödtlichen Unwohlsein ergriffen. Sie rückte dem Feuer noch näher und arbeitete immer emsiger und angestrengter, um ihre Arbeit

zu vollenden, — denn sie mußte damit zu Stande kommen, oder ihre Kinder erlagen dem Hunger und der Kälte. Seit dem Morgen hatten sie nichts genossen, — das Feuer war zum zweiten Male im Verlöschen, und der zweite Stuhl mußte jetzt zerhackt und verbrannt werden. Es war gegen Sonnenuntergang, als Lydia das Kleid vollendet hatte.

Mit Wangen, die in hoher Fieberröthe glühten, mit Lippen, die von ihrem sengend heißen Athem ausgetrocknet waren und unerträglichen Kopfschmerzen stand Lydia auf, strich das Kleidchen glatt, faltete es sorgfältig zusammen, und steckte es in das nämliche, sorgsam aufbewahrte Papier, in welchem sie den Stoff mit nach Hause gebracht hatte. Zitternd und erschöpft sank sie wieder in ihren Stuhl und rief zwei ihrer Kinder herbei, daß sie sich fertig machen sollten, um das Kleidchen fortzutragen.

„Laß mich es fortschaffen," bat Harry, der älteste Knabe.

„Nein, mein Kind, Du hast keine Schuhe; Lizzy's und Tommy's Schuhe sind gut, — laß sie gehen."

Sie schickte nun Harry hinauf, um zwei Paar von seinen Strümpfen herunterzuholen, welche sie den beiden Kleinen über die Schuhe anzog, damit dieselben nicht vom Schnee angefüllt werden konnten, dann wickelte sie die Kinder in ihre kleinen Mäntel von grober Wolle, band Tommy seine Pelzmütze fest, setzte Lizzy ihr braunes

Filzhütchen auf, gab ihr das Packet und schickte die beiden Kinder fort. Von Mattigkeit überwältigt, sank sie jetzt halbbewußtlos auf das alte Sopha; augenblicklich war Harry an ihrer Seite.

„Mutter, Du bist krank! Nicht wahr, liebe Mutter?"

„Nur ein wenig, mein Herz; ich habe erst etwas gefroren, und jetzt habe ich Fieber, das ist Alles. Sieh nach Deiner kleinen Schwester, Harry, nimm sie in die Höhe und bringe sie in ihr Bettchen," sprach die Mutter, deren Blicke ängstlich auf einer Ecke des Zimmers hafteten, wo die Kleine sich in den Schlaf geweint hatte, und jetzt dalag, die noch runde Wange auf ihre kleinen, mit Grübchen versehenen Arme gestützt, während das Lieblingstäubchen sich dicht an ihren Hals geschmiegt hatte. „Hebe sie auf, Harry, und lege sie in ihr Bettchen, decke sie aber warm zu, mein Kind."

Der Knabe hob sein Schwesterchen mit Anstrengung in die Höhe. Sie erwachte halb aus ihrem Schlafe, wimmerte leise, schlief jedoch sogleich wieder ein, als er sie auf ihr kleines Bett gelegt und eingehüllt hatte. Das Täubchen girrte unruhig, flog auf den Bettpfosten, strich sich die Federn glatt und sprang von seinem Platze auf das Kopfkissen, wo es sich liebevoll an des schlafenden Kindes Wange schmiegte.

„Kann ich nichts für Dich thun, Mutter?" fragte der Knabe, als er wieder an die Seite seiner Mutter

zurückkehrte. „Kann ich Dich nicht auch zudecken? Oder soll ich vielleicht Deinen Kopf stützen?“

„Ja, mein guter Harry, Du kannst das Deckbett von oben herunterholen und es mir über die Füße legen; und dann schließe den Fensterladen, damit das Licht nicht hereinscheint, — es macht die Mutter noch kränker, mein Liebling.“

Harry that Alles, was ihm geheißen worden war, und setzte sich dann in dem kalten, dunkeln Zimmer nieder, wo die kleine Schwester in ihrem Bettchen schlief, während die leidende Mutter auf dem Sopha ruhte. Er setzte sich neben Lydia und tauchte seine kleine Hand fortwährend in ein Schüsselchen mit kaltem Wasser, um die glühende Stirne der Mutter damit zu benetzen.

„Sei unbesorgt, mein Harry,“ sprach sie mit leiser, schwacher Stimme, „habe Geduld, liebes Kind, — Mutters Fieber wird allmälig nachlassen, Dein Bruder und die Schwester werden wieder nach Hause kommen, sie werden Geld und Deine Schuhe mitbringen, und dann sollst Du gehen, um etwas Holz und Lebensmittel zu kaufen, — Du sollst schon noch ein hübsches Feuer und ein gutes Abendessen haben.“

Eine Stunde war verstrichen, die Fieberhitze ging in Transpiration über, wie es gewöhnlich nach einem Fieberanfall zu kommen pflegt, und Lydia hoffte, daß auch dies bald vorüber sein würde, als die Kleine erwachte und weinend nach Nahrung verlangte. Die

Mutter sprang sogleich auf, eilte zu ihrem Kinde, nahm es in die Höhe und ging im Zimmer auf und ab, indem sie es so gut als möglich durch Liebkosungen zu beruhigen suchte; mit liebevollen Worten und freundlichem Lächeln versprach sie der weinenden Kleinen, sie solle etwas zu essen erhalten, wenn ihr Brüderchen und Schwesterchen wieder nach Hause kämen.

„Aber ich hundrig, ich so hundrich," jammerte das Kind unaufhörlich, „ich so lange kein B'od bekommen haben, Mammy! Dieb Milly B'od, Mammy!"

Auf diese Weise bat und wimmerte die arme Kleine unter Thränen, indem sie sich fest an ihre Mutter anklammerte, nicht begreifend, warum ihre Mutter ihr Verlangen nicht befriedigen konnte. Wenn es aber qualvoll war, die bittern Klagen ihres jüngsten Kindes mit anzuhören, so war es für Lydia nicht minder schmerzlich, ihren armen, geduldigen Knaben mit seiner hohen, schönen Stirn, den großen, tiefliegenden Augen, dem abgemagerten Gesichtchen zu sehen, wie er auf einem kleinen, alten Koffer saß, die Hände fest ineinandergefaltet. Er war ihr Erstgeborner, und wenn sie ihn auch nicht mehr liebte, als die andern Kinder, so verstanden sie einander doch am Besten; der Knabe errieth fast immer der Mutter Gedanken, und auch jetzt verstand er sofort, was der traurige Blick, welchen sie auf ihn richtete, zu bedeuten hatte. Er sprang in die Höhe, eilte auf sie zu, umarmte sie und sprach:

„Es ist jetzt hohe Zeit, daß sie wieder zurückkom-

men müssen, Mutter, und wenn Du es aushalten kannst, und das Schwesterchen auch, so kann ich es doch ganz gewiß."

Es war Zeit, hohe Zeit, daß die Kinder hätten zurückkommen müssen, denn es begann dunkel zu werden, und obgleich die Mutter sie jeden Augenblick zurückerwartete, wurde sie doch immer ängstlicher und besorgter. Ihre Lage war auch allerdings eine schreckliche, — die herannahende Nacht, das kalte Zimmer, der feuerlose Herd, der halbverhungerte, aber geduldige Knabe, das jammernde Kind, — die zunehmende Dunkelheit, die innere Angst um die beiden kleinen Wanderer im Schnee, die Noth und Verzweiflung, — ach und das Ende von Alledem vielleicht der nahe Tod! —

„Oh, wo können die Kinder nur so lange bleiben? Guter Gott, erbarme Dich meiner! Sie müssen Feuer haben, sie müssen Nahrung haben, oder sie sterben noch vor mir!"

Lydia setzte das Kind auf den Fußboden, rief ihren Sohn herbei und sprach:

„Komm, Harry, und hilf mir; wir wollen versuchen, ob wir den Tisch zerhacken können, außer dem kleinen Bette Deines Schwesterchens ist er das Letzte im Hause, was brennbar ist."

Bald theilte der Tisch das Schicksal der beiden Stühle und noch einmal loderte ein munteres Feuer auf dem Herde empor. Da fiel das Auge der Mutter auf das Lieblingstäubchen der Kinder. Ein Gedanke, der

dem Instinkte des Thieres fast gleichkam, zuckte über das Angesicht der armen Lydia, gleich darauf zog aber eine düstere Wolke über ihre Stirn, eine Thräne glänzte in ihrem Auge.

„Nein, armes Ding, ich kann Dir nicht das Leben nehmen, wenigstens jetzt noch nicht, jetzt gleich nicht, — Du hast mit den Kindern zusammen Hunger und Kälte ertragen, Du liebst sie und sie lieben Dich,“ dachte Lydia und nahm die Kleine wieder in ihre Arme, die vom Weinen ermüdet war und jetzt ganz still lag; sie ging mit ihr an das Fenster, um sich nach ihren wandernden Kindern umzusehen. Allein so sehr sie ihre Augen anstrengte, konnte sie auf der weiten, wellenförmigen Schnee-Ebene, die sich nach der Stadt zu erstreckte, doch keine Spur von ihnen wahrnehmen. Sie blickte hinaus, bis es zu finster geworden war, um irgend etwas unterscheiden zu können.

Die beiden kleinen Kinder waren in dem ellenhohen Schnee fürbaß gezogen, und hatten es, wie wohl alle Kinder, ganz muthig und tapfer ertragen, bis sie das Pflaster erreichten, welches sich rings um das Kapitol herumzieht. Dort hatten sie gutes Gehen, und die Kinder liefen auf den Fliesen, welche nach der Pensylvania Avenue und herab nach der Avenue führen, munter vorwärts, bis sie zu der Reihe von Spielwaarenläden, Modehandlungen und so weiter kamen, wo sie stehen blieben und staunten, — nicht wissend, wie schnell die Zeit verging und wie bald die Nacht herankommen

würde. Sie sahen gutgekleidete Kinder ihres Alters mit ihren Müttern in die Spielwaarenhandlungen hineingehen und Andere wieder herauskommen, die Hände oder Körbchen mit Puppen, Kreiseln, Flinten, Trommeln und allerhand Dingen beladen, welche diesen armen Kindern so prachtvoll, so wünschenswerth erschienen! — Und weiter wanderten sie, bis sie wieder mit hungrigen Augen in eine Konditorei hineinblickten, wo schon der bloße Geruch der frischgebackenen Kuchen den Appetit der halbverhungerten Kinder auf das Lebhafteste reizte.

Endlich rissen sie sich mit Gewalt los und gingen weiter, bis sie in die Nebenstraße kamen, welche sie passiren mußten, um zu dem Hause zu gelangen, wo sie das Kleidchen abliefern sollten. Die Familie, für deren Kind der Anzug bestimmt war, war die eines Lehrers, und als Lizzy an der Glocke der Hausthüre läutete, öffnete ihr der Lehrer in seinem warmen, wattirten Schlafrocke selbst die Thüre. Beim Anblicke dieser beiden kleinen Kinder, dieser ausgehungerten, menschlichen Wesen, die bei dem tiefen Schnee noch so spät unterwegs waren, blieb er einen Augenblick voll stummer, mitleidiger Verwunderung stehen; dann zog er sie aber freundlich aus der Kälte herein in das Haus, ehe er sie fragte:

„Was wollt Ihr denn, meine Kleinen?“

„Die Mutter schickt die Arbeit, wenn Sie erlauben, Herr.“

„Aha! Hm! Vermuthlich Elly's Kleidchen. —

Nun, kommt nur herein, Ihr kleines Volk, und wärmt Euch. Mrs. Anson ist in dem Hinterzimmer." Mit diesen Worten zeigte er ihnen den Weg durch einen engen Gang in das Wohnzimmer, in welchem sich ein warmer Ofen und der gedeckte Theetisch befand. Der Lehrer hieß die Kinder sich am Ofen niedersetzen, nahm ihnen das Packet ab und gab es seiner Frau, die so eben eintrat. Sie öffnete es, besah das Kleid, welches ihr gut zu gefallen schien, und wendete sich an ihren Gatten:

„Hast Du einen und drei Viertel Dollar einzeln, Anson?"

„Ist das der Preis, den sie für das Nähen des Kleides verlangt hat?" fragte der Lehrer.

„Ja. Es ist reich mit Borden besetzt, wie Du siehst, und sie muß vier bis fünf Tage gebraucht haben, um es zu nähen."

„Ja, das hat sie auch," riefen die Kinder, wie aus einem Munde.

Der Lehrer blieb vor ihnen stehen und blickte sie an. Er sah ihre Armuth, ihren Hunger, ihre Freude, daß sie am warmen Ofen sitzen konnten, ihre sehnsüchtigen, aber verstohlenen Blicke nach dem Brode auf dem Tische.

„Ist das Abendessen noch nicht fertig, Frau?" fragte er.

„Ja, Kitty wird es gleich hereinbringen," und wirklich kam auch in demselben Augenblicke Kitty her-

ein und setzte eine Kaffeekanne und eine Schüssel mit Austern auf den Tisch.

„Nun gut, so wollen wir uns setzen. Kommt her, Ihr kleinen Leute," wendete er sich zu den beiden Kindern, „kommt her und eßt mit zu Abend. Kitty setze noch zwei Teller für die Kinder her."

Die eigenen Söhne und Töchter des Lehrers kamen jetzt herein und nahmen ihre Plätze am Tische ein und Miß Elly, die Jüngste, nahm den armen Kindern freundlich die nassen Mäntel ab und wies ihnen ihre Stühle an. Es that der gutmüthigen Familie von Herzen wohl, zu sehen, wie die verhungerten Kinder sich das Essen herrlich munden ließen, bis die kleine Lizzy plötzlich inne hielt und in Thränen ausbrach.

„Nun, was fehlt denn der Kleinen? Weine nicht, Kind. Warum weinst Du denn?"

„Weil Mut — Mut — Mutter Nichts zu essen hat!" schluchzte das Kind.

„Nun, sei außer Sorge, Mutter soll auch Etwas bekommen, — wir wollen Etwas in eine kleine zinnerne Schüssel thun und Dir es geben, damit Du es der Mutter bringst, — Du bist ein gutes Mädchen, daß Du an Deine Mutter gedacht hast."

„Ich habe auch an sie gedacht," protestirte Tommy mit vollem Munde, „aber ich kann nur nicht weinen, wie Lizzy, weil ich kein Mädchen bin."

Sobald das Abendessen vorüber war, füllte die

Frau des Lehrers eine kleine, blecherne Gelte mit Austern, gab sie Lizzy und sprach:

„Du kannst die Austern Deiner Mutter mitbringen und die Gelte darfst Du behalten,“ und der Lehrer gab Lizzy eine Zweidollarnote und trug ihr auf, ihrer Mutter zu sagen: „sie solle den Vierteldollar nur lassen.“

Die ausgewärmten, gesättigten und frohen Kinder machten sich nun auf den Heimweg. Der Lehrer und dessen Frau kannten diese Familie nicht näher; sie wußten nichts von der bittern Armuth, in welche sie versunken war, wußten nicht, was für einen weiten Weg die Kinder zu machen hatten, sonst würden sie gewiß den Kindern eine Magd mitgegeben haben, um sie nach Hause zu führen und würden einen Korb mit Lebensmitteln hinzugefügt haben, um die äußerste Noth etwas zu stillen.

Die Kinder eilten frohen Muthes vorwärts, bis sie abermals nach der Avenue kamen, wo das Gas in den Straßen, die glänzend erleuchteten Schaufenster, die frohe Menschenmenge, welche in den Straßen auf- und niederwogte, ihre Aufmerksamkeit fesselte, und als einige Knaben an ihnen vorüberkamen, die Schwärmer losbrannten und dazu riefen: „Hurrah! Hurrah, das neue Jahr!“ — da klatschte der arme, kleine, gedankenlose Tommy in die Hände und antwortete mit einem lauten „Hurra — a — ah!“ bis die ernstere Lizzie ihn am Arme zupfte und ihn daran erinnerte, daß die Mutter auf sie wartete, worauf sie denn weitereilten.

So kamen sie durch die lange Avenue, auf das Pflaster am Kapitol bis sie die hellen Straßen hinter sich zurückließen und sich ihren Weg zwischen den schneebedeckten Feldern heraussuchen mußten. Hier hatten sie nun kein anderes Licht mehr, als das der Sterne und des Schnee's, der hier sehr hoch lag und, was es noch schlimmer machte, der Fußboden darunter war sehr uneben, mit Furchen und kleinen Gräben durchzogen, so daß die Kinder zuweilen fast bis zum Gürtel einsanken und Mühe hatten, sich wieder herauszuwinden. Plötzlich, als sie gerade einen mit Schnee bedeckten Graben hinanklettern wollte, glitt die arme Lizzy aus, rollte tief in den Graben herab, von dicken Schneemassen gefolgt, unter denen sie förmlich vergraben wurde. Mit einem lauten Schreckensschrei eilte Tommy zu ihrer Hilfe herbei, grub sie mit seinen Händen wieder aus, zog sie, so schnell es ihm seine geringen Kräfte erlaubten in die Höhe und fragte ängstlich:

„Hast Du Dir weh gethan, Lizzy? Hast Du Dich aufgeschlagen? Blutest Du vielleicht?“

„Nein,“ schluchzte das Kind, und blickte sich um, „aber — aber — ich habe das Geld und die Austern verloren, — ach, und die *reizende kleine Gelte* ist auch fort!“ fügte sie mit einem neuen Ausbruche des Schmerzes hinzu. „Oh, hilf mir, nach der Gelte suchen, Bruder!“

Die Kinder fingen nun an im Schnee herumzu-

wühlen, bis ihre Hände und Füße vor Kälte steif waren. Das Geld war natürlich unwiederbringlich verloren, — allein endlich fanden sie wenigstens die Gelte, — und bitterlich weinend über ihren Verlust, setzten sie ihren beschwerlichen Heimweg durch den Schnee fort. Als sie vor ihrem Häuschen angekommen waren, sahen sie an dem flackernden Scheine zwischen den Spalten der Fensterläden, daß die Mutter etwas Feuer in der Küche hatte. Ihre Finger waren zu steif, um sie zum Anklopfen krümmen zu können, sie konnten nur mit den Füßen an die Thüre stoßen, die sogleich weit aufflog, worauf die Mutter ihnen entgegentrat und sie Beide in ihre Arme schloß.

„Oh, Kinder, wo seid Ihr denn gewesen, — was hat Euch nur so lange aufhalten können? Ich bin so unruhig wegen Euch gewesen!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, führte sie die Kinder an das kleine Feuer hin und zog ihnen ihre nassen Schuhe und Strümpfe aus. Nicht eher, als sie es ihnen so bequem wie möglich gemacht und die Kinder von der Freundlichkeit der Lehrersfamilie erzählt hatten, fragte sie: „Wo ist denn das Geld, Kinder? — Und habt ihr auch daran gedacht, nach den Schuhen Eures Bruders zu fragen?“

„Ach, Mutter, wir haben das Geld verloren und konnten also auch des Bruders Schuhe nicht holen!“

„Das Geld verloren?“ rief die Mutter in Verzweiflung.

„Das Geld verloren?“ wiederholte Harry in traurigem Tone.

„Ja, Mutter, wir haben es verloren! — Wirklich, es war nicht unsere Schuld! Ich trug es sorgsam in meiner Hand, aber ich rutschte in einen Graben voll Schnee hinab, und während ich die Hand ausstreckte, um mich zu erhalten, habe ich das Geld verloren. Du bist doch wohl nicht böse auf uns, nicht wahr, Mutter?“

„Auf Dich böse, Lizzy!“ rief die Mutter im Tone der größten Verzweiflung, „auf Dich böse, Du armes Kind? — Nein, das bin ich nicht!“

Sie wendete sich jetzt weg, um nach der Kleinen in ihrem Bettchen zu sehen. Das Kind hatte seine lauten Klagen eingestellt und lag jetzt, nur leise wimmernd, da, als ob seine Kräfte ganz erschöpft wären. Lydia's Augen wendeten sich von diesem Anblicke ab, um auf Harry zu fallen. Er stand beim Feuer; seine Augen lagen tief, tief in ihren Höhlen. Sie ging nun und fing die Lieblingstaube, die ihr auf die Schulter flog. Harry's große, tiefliegende Augen folgten jeder ihrer Bewegungen mit argwöhnischem Blicke.

„Was willst Du mit dem Täubchen anfangen, Mutter?“ fragte er.

„Ich will es tödten, mein Herz, — tödten.“

„Oh, nein, Mutter, nein — nein!“ riefen Lizzy und Tommy zu gleicher Zeit.

„Ihr habt zu Abend gegessen, Kinder, — Euer Bruder und das Schwesterchen sind dem Verhungern nahe.“

„Oh, Mutter, um meinetwillen thue es nicht!“ bat Harry. „Verschone das arme Täubchen! Sieh nur, wie lieb es Dich hat, wie es sich an Dich schmiegt!“

Alle Kinder, ausgenommen das Kleinste, das verhungernd in seinem Bettchen lag, drängten sich jetzt um die Mutter und flehten, daß sie des Täubchens schonen möchte. Mit Thränen in den Augen wendete sich Lydia von ihnen weg und sprach, indem sie auf das Bett zeigte:

„Eure kleine Schwester klagt nicht mehr, — sie stirbt aus Mangel an Nahrung. Das Leben des Täubchens wird das ihre retten, — geht weg, — es wird in einem Augenblicke vorüber sein, Täubchen soll nicht lange leiden.“

Sie schob die Kinder sanft zur Seite und ging in eine dunkle Ecke, wo sie ein großes Messer ergriff, dann legte sie den Kopf des Täubchens auf den Herd und erhob das Messer; — da hielt ein lautes Klopfen an die Thüre ihre Hand auf.

„Wer ist da?“ fragte sie, sich herumwendend.

Die Thürklinke wurde niedergedrückt, die Thüre öffnete sich und ein schöner, gutgekleideter Mann trat ein. Lydia stieß einen lauten Schrei aus, ließ das bebende Täubchen los und stürzte in die Arme ihres Gatten.

„Frank!“

„Lydia!“

„Guter Gott, — bist Du es auch wirklich! — Träume ich, oder hat der Kummer mich des Verstandes beraubt?“

„Ich bin es, Lydia, ich selbst! Fasse Dich, Lydia, fasse Dich, mein theures Weib,“ sprach unser alter Bekannter, Frank Miller, denn er war es wirklich, der glücklich und gesund wiedergekehrt war und jetzt seine Gattin beruhigte, liebkoste und über ihr weinte, — ja, er weinte. „Lydia, wie geht es Dir? Was machen die Kinder? O, Gott,“ rief er bitter, indem er sich umblickte, — „wie arm seid Ihr!“

„Oh nein, nein, ich bin reich! Ich bin sehr reich!“ entgegnete Lydia. „Du bist wieder auferstanden — Du bist wieder auferstanden! Das Grab ist nicht unerbittlich geblieben, sondern hat Dich meiner Liebe wieder geschenkt.“

„Welch' ein Grab, meine arme Lydia? — Wie seltsam Du redest, meine Liebe!“

Brauche ich nun erst noch zu erzählen, wie schnell die Scene in dieser elenden Wohnstätte sich nun änderte, — wie in kurzer Zeit ein ordentliches Feuer auf dem Herde loderte, wie ein gutes Abendessen auf dem Tische dampfte, wie sich die Kinder um den Tisch drängten, halbselig vor Freude über des Vaters Zurückkunft, der Mutter Freude, — und über das so schmerzlich ersehnte Abendessen vor ihnen?

Brauche ich es zu sagen, daß ein Irrthum in dem militärischen Berichte Lydia zu dem Glauben veranlaßt hatte, daß sie Wittwe sei? Daß die Unregelmäßigkeit in dem Postverkehre die Widerlegung jenes Irrthums verhindert hatte? Brauche ich erst noch zu berichten, mit welcher Freude Lydia, als sie mit Frank, mit den beiden jüngsten Kindern auf ihren Knieen und den beiden ältesten zwischen sich und dem Gatten am Feuer saß und von ihm vernahm, daß Frank und Bohrer sich in Mexiko getroffen, daß sie Beide sich gebessert hatten und ein Gelübde der Enthaltsamkeit ablegten, welches sie seit zwei Jahren auch getreulich gehalten hatten, — daß Bohrer mit ihm nach Washington zurückgekehrt und nun in seiner eigenen Wohnung bei Ellen sei, — brauche ich das Alles zu erzählen? —

Am folgenden Morgen, dem Neujahrstage, lud Mary Fairfield, die mir diese ganze Geschichte erzählt hat, ihre beiden Schwestern und ihre Schwäger zu einem Familienmahle ein, denn sie war ja die Einzige, welche eine eigene, behagliche Heimath besaß.

Wohl schwerlich konnte es in dem von Freude und Glück belebten Washington glücklichere Menschen geben, als die drei hartgeprüften Schwestern mit ihren Familienes nun waren.

Der Verkauf des kleinen, gemeinschaftlichen Grundstückes und die Ersparnisse von ihrer Löhnung setzte Bohrer und Frank Miller in den Stand, ihr früheres Eigenthum gegen eine ansehnliche Ankaufssumme zu dem

Preise, für welchen sie dasselbe veräußert hatten, wieder zurückzukaufen.

Und jetzt sind die drei Schwestern wieder in den drei kleinen Häuschen heimisch, und zwei von ihnen haben eine glücklichere Zukunft vor sich, als sie wohl jemals gedacht haben.

Ueber die Strasse.

Eine Sylvestererzählung.

Ueber die Straße.

Die Armen habt Ihr immer bei Euch.

Johannes, XII. 8.

Ah! little think the gay and laughing crowd
Whom pleasure, power, and affluence surround,
Ah! little think they, as they dance along,
How many pine in want or drink the cup
Of misery! Sore pierced by wintry winds,
How many shrink into the sordid hut
Of cheerless poverty! —

Thomson.

Ach! Wenig denkt die heitre, lachende Menge,
Die Lust, Macht und Ueberfluß umgiebt,
Ach, wenig denkt sie, wenn sie vorübertanzt,
Wie Viele in Mangel sich verzehren, oder trinken den Becher
Des Elends! Schmerzlich durchweht vom Wintersturme
Eilen wie Viele in die elende Hütte
Freudloser Armuth!

Wie fröhlich die Stadt am Sylvesterabende aussah! Wie überfüllt der Markt, wie besetzt die Kaufläden waren; wie reichlich garnirt die Speisekammer, wie von

munterer Geschäftigkeit belebt die Küchen! Alle Herzen schienen vor Leben, Hoffnung und Freude fast überzufließen, aber nein, nicht alle Herzen. Dort, in den finsteren Straßen, in feuchten Gängen, in düsteren, unheimlichen Wohnungen, in kaum bekannten Umgebungen kauerte und bebte manche hungrige, frierende Gestalt, für welche das Neujahrsfest keine Freuden brachte, deren Elend es nur verstärkte, indem es den Kontrast zwischen ihrer eigenen, schmuzigen Armuth und der behaglichen Lage ihrer glücklicheren Nebenmenschen nur um so schärfer hervorhob.

Einen solchen Kontrast konnte man in der Straße, die von der Avenue südlich nach dem Kanale zuführt, wahrnehmen. Auf der östlichen Seite dieser Straße steht eine Reihe einstöckiger Häuser mit niedrigen Dächern; sie sind von einer schmuzig-weißen Farbe und beugen sich nach vorn über, als ob sie einstürzen wollten. Jedes dieser Häuser hat im Erdegeschoß neben der Eingangsthüre nur ein Fenster und im ersten Stocke ein Paar kleine, niedrige Fenster, die nach der Straße herausgehen; allein die Thüren sind aus ihren Angeln gefallen, die Fensterscheiben zerbrochen und mit alten Hüten, Kleidungsstücken 2c. zugestopft worden. Ohne Zweifel würde es nicht ohne Interesse sein, nach der Geschichte einer jeden Familie, die in jener elenden Häuserreihe wohnt, zu forschen.

Trunksucht hat jedenfalls sehr viel hierbei mit zu thun. Ich glaube dies, weil Trunksucht das einzige Laster

zu sein scheint, welches niemals auf einen grünen Zweig führt. Aber jenes Eckhaus dort, am nördlichen Ende hat ein mehr Vertrauen erweckendes Aeußeres, als alle übrigen Häuser in der Reihe, denn, sieh da: die Thüre hat zwei Angeln, wenn die unterste Angel auch nur aus einem Lederstreifen besteht, und die fehlenden Scheiben sind durch sauber darüber geklebtes Papier ersetzt. In eben dies nordöstliche Eckhaus, in dessen vorderstes Zimmer, welches dem kalten Wintersturme so ausgesetzt ist, will ich einen verstohlenen Blick werfen, um zu sehen, was seine Bewohner treiben. Ehe wir aber hineingehen, wollen wir erst noch über die Straße hinübersehen; da steht auf dem ganzen Platze ein einziges, schönes Haus, mit einem großen Hofe, der zu beiden Seiten und hinten daranstößt. Nun laßt uns eintreten und beobachten.

Das Zimmer ist sehr leer, der Fußboden ohne Teppich, die Bohlen voller Spalten, durch welche der Wind bläst und die Füße zu Eis erstarrt. Hu! Der Wind pfeift überall herein; er erschüttert die ungeschützte nördliche Ecke des Hauses und das Zimmer, — er klappert und rasselt mit den lockern, morschen Fenstergewänden! Hu, wie ist das Zimmer so kalt! Es würde so vieles Feuerns bedürfen, um es auszuwärmen und doch glimmt kein Fünklein auf dem schwarzen Herde. Es ist wahr, es befindet sich ein altes Kohlenbecken im Zimmer, in welchem ein Paar Plattstähle glühend gemacht werden. — Eine arme, kränkliche, matte Frau

steht an dem Tische und plättet. Die Thüre öffnet sich jetzt und ein kleiner Knabe tritt ein, mit einem Körbchen Kohlen am Arme, welche er in den Straßen aufgelesen zu haben scheint.

„Das ist Alles, was ich finden konnte, Mutter.“

„Es thut nichts. Lege sie nur auf, Willie; sie werden gerade ausreichen, um die Stähle heiß zu halten, bis ich mit den Kleidern fertig bin,“ antwortete die Mutter, während der Knabe sein Körbchen mit Kohlen über dem Feuer ausschüttete. „Und dann, Willie, werden wir Beide die Wäsche forttragen, und wenn ich das Geld bekomme, — es macht gerade einen Dollar und elf Pence, was Mrs. Patton mir schuldig ist, — so wollen wir zusammen über den Markt gehen und sehen, ob wir ein hübsches Kaninchen, oder so etwas für morgen Mittag zum Essen bekommen können. Wir wollen auch einmal Feiertag haben, Willie, wenn wir auch die übrige Zeit hungern und darben müssen.“

„Ja, das wollen wir. Wirst Du auch etwas Syrup und Mehl und Ingwer kaufen und ein Paar Kuchen backen? Und, oh, liebe Mutter, wirst Du auch für die arme, kleine Lizzie ein Paar Pfeffermünztropfen kaufen? Das arme, kleine Ding, sie hat keinen Vater!“

„Bringe mir einen Stahl, Willie, und sei still,“ sprach die Frau, indem sie sich wegwendete und sich mit der Schürze über die Augen fuhr. „Du machst mich traurig mit Deinen Reden. Mein gütiger Himmel, siehst Du denn nicht ein, Kind, wie schwer es hält,

Geld zu verdienen? Man muß sich möglichst einschränken; es geht nicht an, daß man so extravagant ist."

Der Kleine reichte ihr das Plätteisen hin und seufzte, als er sich niedersetzte.

„Nun, nun," fuhr sie fort, „Mutter ist nicht böse auf Dich, Kind! Nein, mein armer, kleiner Bursche! Aber sie ist nicht im Stande, so viel Sachen zu kaufen; sie muß Holz anschaffen."

„Ich kann ja Kohlen auf der Straße auflesen."

„Wie, bei dem Schnee, der jetzt liegt, Willie?"

„Ach, ich vergaß!"

„Nun komm, Willie, binde Dir Deine Schuhe zu und mache Dich fertig, um mit mir zu gehen. Warte, ich sehe, Dein Hut will nicht mehr zusammenhalten. Krieche unter das Bett und hole die Pelzmütze Deines armen Vaters aus dem Kasten hervor."

„Sie ist zu groß."

„Das macht nichts aus; sie wird Dir über die Ohren herabgehen und Dir den Nacken hübsch warm halten. So! — Ist das nicht ganz angenehm?"

„Ja, wirklich, es hält so warm, wie nur irgend etwas."

Die arme Frau setzte sich nun hin, nahm ein Paar alte, abgenützte Ueberschuhe, an welche sie Bänder nähte, um sie an den Fersen festzuhalten; sie zog sie an, bürstete und bog ihren zerknitterten Hut aus, nahm den Shawl um, gab einen Korb mit Wäsche ihrem

Sohne, nahm den anderen selbst und ging mit ihm hinaus auf die Straße.

Nachdem sie über vier Plätze hinweg durch den Schnee gewatet waren, wandten sie um eine Ecke und kamen nach der Avenue. Wie lebendig und schön es da aussah! Die Abendsonne goß ihre Strahlen in die Straße und beleuchtete die bunten Schaufenster der Spielwaarenläden und Konditoreien. Die Straße und alle Läden waren mit Menschen überfüllt, welche ihre Einkäufe für das neue Jahr machten.

„Oh, Mutter! Sieh nur, sieh! Warte nur einmal und sieh dies schöne Schaufenster an, was für schöne Affen und Trommeln und Flinten und große Puppen darin stehen! Oh, Mutter, wie viel würde es wohl kosten, wenn wir diese reizende, kleine Puppe dem Schwesterchen kauften?"

Das Kind zog seine Mutter so heftig bei der Hand und sah so sehnsüchtig aus, daß sie gezwungen wurde, stehen zu bleiben und bald begannen die Umgebungen sie ebenfalls zu interessiren. Da kam eine stattliche, mütterlich aussehende Frau aus einem Gewölbe, mit einem Korbe am Arme, gefolgt von mehreren Kindern, die Honigkuchen, Nüsse und so weiter in den Händen trugen; unter dem Deckel des Korbes guckten die Füße von Puppen, Trommelklöppel 2c. heraus. Die Frau war gutmüthig und lächelte den Knaben an, als sie bei ihm vorüberkam.

„Sieh nur, Mutter, wie viel diese Frau für ihre

Kinder gekauft hat. Warum kannst Du denn nicht auch irgend eine Kleinigkeit für mich und das Schwesterchen kaufen?"

„Ich muß es Dir immer wiederholen, Willie, daß ich arm bin, sehr arm, und daß ich es nicht im Stande bin, — Du vergissest es aber immer wieder. Ich will Dir nun auch etwas zeigen, Willie." Sie führte den Knaben ein Stück weiter, wo ein Ausschnittladen und eine Modehandlung dicht neben einander waren. „Sieh, Willie, sind das nicht hübsche Hüte?"

„Ei gewiß, Mutter."

„Und ist das nicht ein warmer Shawl?"

„Wenn's weiter nichts ist!"

„Sage das nicht, Willie, das ist schlecht; — nicht schlecht, aber nicht artig. Nun denn, sieh Dir einmal diesen hübschen Hut und Shawl an, und dann vergleiche Beides mit dem, was Deine Mutter trägt. Ist ihr Shawl nicht dünn? Ist ihr Hut nicht alt und häßlich?"

„Ja, wirklich."

„So will ich Dir denn sagen, Willie, daß Mutter mit eben so großer Sehnsucht dies Fenster betrachtet, als Du in jenes blicktest. Du bist also nicht der Einzige; Mutter wünscht sich Dinge, die sie nicht bekommen kann, so gut wie Du."

„Oh, gräme Dich nicht, Mutter. Wenn ich ein Mann sein werde, will ich recht fleißig arbeiten; ich will Dir das ganze Geld geben und für mich nur einen

halben Dollar behalten, um ihn den andern Knaben zu zeigen."

„Gott erhalte Dich, mein armes, liebes Kind! Ich weiß, Du wirst ein Segen für mich sein. Ja, Willie, Mutter wird sehen, ob sie heute Abend etwas Hübsches für Dich bekommen kann; ganz gewiß, das wird sie, denn Du bist ein braver Junge und machst mir Freude."

„Ja, das will ich auch immer thun, und will auch nicht fortgehen und Dich verlassen, wie es der Vater gethan hat."

„Du böses Kind! Oh, das ist sehr schlecht von Dir! Wer hat Dir denn das in den Kopf gesetzt?"

„Mrs. Ryley hat mir's erzählt."

„Was hat sie Dir erzählt?"

„Sie sagte, ich wäre das ganze Ebenbild meines Vaters, aber sie hoffte, ich würde einst kein solcher Taugen —"

„Wirst Du still sein? — Du mußt nicht so reden, das ist sehr unrecht. Dein armer, lieber Vater, der in Mexiko getödtet worden ist, als er sein Vaterland vertheidigte!"

Sie gingen nun über die belebte Avenue weg, bogen in die D-Straße ein, wo sie durch eine Seitenthüre in den Hof eines netten, behaglich aussehenden Hauses traten, das ein vermögender Handwerksmann bewohnte, für dessen Familie Mrs. Jones wusch. Sie

klopften an die Hinterthüre und wurden in die große, warme Küche eingelassen. Ach, es war so hübsch, so behaglich dort! Da war der große Unionkochofen, in dem ein munteres Feuer prasselte und glühte; und dort stand eine große, dicke, glänzend schwarze Frau, die eben damit beschäftigt war, eine Form mit Kuchen aus der Backröhre zu nehmen. Auf kleinen Tischen sah man überall appetitliche Pasteten, die darauf zu warten schienen, daß sie ihren Platz in der Speisekammer erhielten; vor einem Anrichtetische stand die Frau vom Hause, die Aermel bis zum Ellenbogen zurückgestreift, und schnitt Kuchen, und am unteren Ende des Tisches erblickte man ihre Tochter, welche Eier zerrührte. Als Mrs. Jones eintrat, wendete die Frau sich nach ihr herum und sprach:

„Ach, — Sie bringen die Sachen, Sally? Hier, Rebekka, nimm sie fort. Sind sie auch recht trocken?"

„Nein, Ma'am, es ging knapp mit dem Holze zu."

„Sie müssen sie immer trocken abliefern. Nun, Rebekka, hänge die Sachen oben in meinem Zimmer an's Feuer. Wollen Sie nicht an den Ofen gehen und sich wärmen?"

Mrs. Jones führte ihren Knaben zum Ofen und blieb dann stehen, um zu sehen, ob ihre Kundin von der Bezahlung sprechen würde.

„Setzen Sie sich," sprach die farbige Frau, indem sie ihr einen Stuhl hinschob.

Sie nahm darauf Platz. Da saßen nun Mutter und Sohn, die seit dem Frühstücke nichts genossen hatten, da saßen sie und athmeten den appetiterregenden Duft der frischgebackenen Kuchen und Pasteten ein. Die farbige Frau wischte einen Kuchen nach dem anderen mit einer sauberen Serviette ab, und legte einen über den anderen in ein Körbchen, wobei das hungrige Kind sie mit gierigen Blicken verfolgte, bis seine Mutter es an der Hand ergriff und sich zum Gehen anschickte, denn die Sonne war im Sinken. Sie ging zum Tische hin, an welchem die „Dame" beschäftigt war, und sprach bescheiden:

„Sie wissen, wie viel meine kleine Rechnung jetzt beträgt, Ma'am?"

„Ja, fünf und siebzig Cent."

„Nein, Ma'am, wenn Sie die Güte haben wollen, zusammenzurechnen, so werden Sie sehen, daß es mehr betrug."

Mrs. Patton hatte in letzter Zeit viele Ausgaben gehabt, und mußte daher mit sieben und dreißig Cent mehr oder weniger knausern.

Es folgte nun ein Hin- und Herreden, bei welchem, wie gewöhnlich, die schwächere Partei nachgeben mußte. Mrs. Jones sprach endlich:

„Nun gut, Ma'am, lassen Sie es also bei fünf und siebzig Cent bewenden, und wenn Sie es gerade einzeln haben sollten, so würde es mir sehr lieb sein, wenn ich das Geld jetzt bekommen könnte."

„Ich bezahle immer alle meine Rechnungen am dritten jedes Monats, wenn Patton seine Zahlungen erhält. Kommen Sie also am dritten Januar wieder, dann werde ich Sie bezahlen.“

„Ja, Ma'am, ich bedarf dessen aber so sehr.“

„Ja doch, ich sage Ihnen, Sie sollen es auch haben. Es ist gut, ich weiß es schon. Kommen Sie nächste Woche her.“

„Aber wirklich, ich bin in großer —“

„Mein Himmel, ist man je so geplagt worden? Ich sage Ihnen, mein Geld ist Ihnen gewiß, und ich kann Sie wirklich nicht eher als nächste Woche bezahlen.“

„Komm, Willie, wir müssen nach Hause gehen.“

„Ach, mein liebes Kind,“ sprach die Mutter, als sie mit dem Knaben das Haus verließ, „was sollen wir nun anfangen? Es ist fast Nacht und der Himmel umzieht sich so sehr, als ob noch mehr Schnee kommen würde, und dazu haben wir nicht ein Krümchen Kohle, um uns Feuer zu machen, wenn wir wieder nach Hause kommen.“

„Ach, Mutter, der Duft jener schönen, frischen Kuchen hat mich sehr hungrig gemacht! Wir wollen über den Markt gehen, Mutter; ich möchte gern drei Kuchen für uns und das Schwesterchen kaufen.“

„Mit was denn, Willie?“

„Ei, mit meinem Cent, den mir die schwarze

Frau gegeben hat. Ich weiß, sie würde mir einen Kuchen geschenkt haben, wenn er ihr gehört hätte."

So gingen denn die beiden armen Geschöpfe auf den Markt, seltsamer und doch auch natürlicher Weise dem Triebe folgend, welcher das Bewußtsein ihrer Entbehrungen durch den Anblick der guten Sachen, die sie nicht kaufen konnten, nur noch schmerzlicher machen mußte. Einige meiner Leser und Leserinnen werden gewiß wissen, wie der Markt am Sylvesterabende aussieht, wenn die Krämerstände alle erleuchtet sind und das Gaslicht auf einen Ueberfluß von allen möglichen guten Sachen herabscheint.

„Oh, Mutter, sieht man hier eine Menge Fleisch!" rief Willie, als sie zwischen den reichgarnirten Fleischbänken hindurchgingen.

Statt der Antwort seufzte die Mutter.

Wie verlassen standen die Beiden in dem munteren Gewühle! Jedermann kaufte und verkaufte, handelte, lachte und schwatzte. Der Geist der Sparsamkeit schien an jenem Abende vom Markt verbannt zu sein, und das Geld, das Lebenselement dieser Welt, rollte hier so schnell aus einer Hand in die andere, wie das Blut in den Adern eines jungen Mannes.

Willie kaufte für seinen Cent drei sehr kleine Kuchen. „Einen für Mutter, einen für mich und einen für's Schwesterchen," sprach er. Hierauf gingen sie nach Hause, und wenn sie auch nicht gerade halb verhungert und erfroren waren, so hatte die scharfe, kalte

Luft ihren Appetit doch bis zum höchsten Grade gesteigert. Würde es nicht behaglich für sie gewesen sein, wenn sie hätten mit einem vollen Korbe in ein warmes Zimmer, zu einem flackernden Feuer und guten Abendessen zurückkehren können? Es schneite jetzt sehr stark, und der Wind trieb ihnen den Schnee in das Gesicht. Die Schneeflocken schienen ihnen gleich eisigen Nadeln in alle Poren zu dringen, und selbst durch die Falten ihrer Kleider fanden sie den Weg, und durchnäßten sie; sie hingen sich an die Spitzen ihrer alten Schuhe und erstarrten ihnen die Füße zu Eis. Die arme Frau bahnte sich ihren Weg durch das wehende, wirbelnde Schneegestöber, ihren Hut mit der einen Hand festhaltend, während sie mit der anderen den kleinen Willie hinter sich herzog. Ach, meine Leserin, wenn Du dies gewußt hättest, würdest Du Dich nicht beeilt haben, auf dem kalten Herde ein Feuer anzuzünden, den leeren Tisch mit Speisen zu besetzen? Ach, wenn Du nur wolltest, so wäre es noch jetzt nicht zu spät, denn „die Armen werden niemals von der Erde verschwinden.“ Sieh, gerade über die Straße, oder vielleicht um die Ecke herum in der nächsten Straße oder Gasse, ist vielleicht, nein, *ganz gewiß* eben solches Elend, als ich es hier beschreibe. Meine Leserin, *die Armen in Deiner eigenen, unmittelbaren Nachbarschaft* sind *Deine Armen*, — sie sind das *Vermächtniß*, welches Christus *Dir* hinterlassen hat. „Die Armen habt Ihr immer bei Euch.“ Und wenn

die Vorsehung sie Dir gerade in Deinen Weg hinstellt, um dadurch den Geist der christlichen Liebe zu wecken und zu stärken, so verschließe ja nicht Deine Augen und Dein Herz, gehe nicht an ihnen vorüber. Versuche es nicht, den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten die Sorge allein aufzubürden, denn sie können nur wenig thun. Entziehe „Deinen Armen" nicht die Speise und Kleidung, nach der sie seufzen, — noch die Arbeit, durch welche sie für ihre Bedürfnisse selbst sorgen könnten, — noch den Rath und die Theilnahme, wodurch sie in ihren Bemühungen ermuthigt werden.

Endlich erreichten Mutter und Sohn ihre ärmliche Wohnstätte. Der Wind hatte den Schnee gegen die Thüre getrieben, und als sie dieselbe mit Mühe öffneten, fiel er hinein in die Hausflur.

„Ach, liebe Mutter, ich glaube, meine Socke ist mir an die Fußsohle festgefroren, denn ich kann sie nicht herunterbekommen," rief der Knabe, indem er seine Füße von ihrer nassen, kalten Bekleidung zu befreien suchte; und wirklich war es auch so, wie er sagte.

„Warte, Willie," sprach die Mutter, „ich muß Deine Füße in kaltes Wasser stecken, sonst bekommst Du den Frost hinein." Als sie jedoch an den Wassereimer ging, war er fest zugefroren. In diesem Augenblicke begann auch das kleinste Kind sein Erwachen durch klägliches Schreien kund zu thun.

„Hier, Mutter, gieb dem Schwesterchen diesen Kuchen. Sorge Dich ja nicht, ich kann meine Socken

jetzt ausziehen; ich habe meine Hände daran gehalten, die warm sind, weil ich sie in meiner Tasche hatte."

Die Mutter reichte ihm aus der Kiste unter dem Bette ein Paar trockene Strümpfe hin.

„Mutter, was haben wir denn wohl zum Abendbrod?"

„Hurrah! Das neue Jahr!" rief eine Stimme in der Straße.

Die Frau ging zu einem Korbe, welcher in der Ecke stand, sah hinein und sprach:

„Wir haben nichts, als etwa ein Dutzend Kartoffeln, Willie; wenn wir nur wenigstens etwas Feuer hätten, um sie daran zu kochen. Aber, mein Gott, sie sind ganz hart gefroren, — so hart und starr, wie mir das Herz ist, das kaum noch Thränen übrig hat."

Die arme Frau fing bei diesen Worten bitterlich zu schluchzen an. Willie lief zu ihr hin, schlang seine Arme mit den abgeschabten Aermeln um ihren Hals und rief:

„Weine nicht, Mutter! Ach, weine nur nicht! Sieh, ich will ganz artig sein, ich will kein Abendbrod wieder verlangen." Die Mutter weinte nur noch heftiger bei diesen Worten.

„Sage, Mutter, was hast Du denn? Ist unser Vater im Himmel etwa auch fortgegangen und hat uns verlassen?"

„Oh nein, Willie! Wie kommst Du zu solch' einer Frage?"

„Nun, als der Vater uns verlassen hatte, und Du krank wurdest und das Schwesterchen auf die Welt kam, sagtest Du, daß wir einen Vater im Himmel hätten, der „nie von uns gehen“ und „uns nie verlassen würde,“ und pflegtest immer Bibelsprüche von ihm zu sagen, — ich besinne mich noch auf sie.“

Die Mutter schlang ihren Arm um den Knaben, küßte ihn und sprach:

„Wiederhole sie mir, Willie, sie werden mich trösten.“

„„Alle Eure Sorgen werfet auf Ihn, denn Er sorget für Euch.““

„Ja, das will ich. Fahre fort.“

„„Verkauft man nicht zwei Sperlinge für einen Kreuzer? Wahrlich, ich sage Euch, nicht einer von ihnen soll ohne den Willen meines Vaters vom Dache fallen. Fürchtet Euch also nicht, denn Ihr seid mehr werth, als viele Sperlinge.

„„Sehet die Vögel in der Luft, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und doch nährt sie Euer himmlischer Vater. Seid Ihr nicht viel besser, als sie?

„„Darum denket nicht bei Euch: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns kleiden, denn Euer himmlischer Vater weiß, daß Ihr all' dieser Dinge bedürfet. Zuerst aber suchet das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles Uebrige wird Euch zugegeben werden.““

„Oh, die gnadenreichen Verſprechungen! Oh, unſer barmherziger Vater! Kniee nieder, Willie, falte Deine kleinen Händchen und bitte unſern Vater, daß er unſerer Noth gedenkt, und „„uns unſer täglich Brod giebt.““

Der Knabe erhob ſeine kindliche Stimme und ſein reines, gläubiges Herz im Gebet zu ſeinem himmliſchen Vater. Als er ſich endlich wieder erhob, und ſein Blick dem Auge der Mutter begegnete, waren ihre Thränen verſiegt und ihr Antlitz ſtrahlte ihm entgegen, gleich dem eines Engels.

„Wie ſchön Du biſt, liebe Mutter, — wie ſchön Du jetzt biſt! Du ſiehſt gerade ſo aus, wie damals, wenn der Vater von der Arbeit heimkam, und Du das kleine Schweſterchen im Arme hielteſt, damit er es küſſen ſollte.“

„Hurrah! Das neue Jahr!“ ertönte es abermals draußen auf der Straße und zu gleicher Zeit erklang das lärmende Geräuſch mehrerer Knarren; Willie ſprang mit kindlicher Lebhaftigkeit an das Fenſter und ſah hinaus; die Knaben waren aber mit ihren lärmenden Inſtrumenten ſchon vorübergezogen.

„Es hat aufgehört zu ſchneien, Mutter, — das iſt eine Wohlthat,“ ſprach Willie, deſſen Aufmerkſamkeit ſich nun auf das gegenüberliegende Haus richtete.

„Es iſt vier Uhr, Mutter. Der Herr dort drüben iſt zu Hauſe gekommen und hatte drei Paar kleine Schuhe über den Arm hängen, die ſind für Roſe und

Ella und Johnny," sprach der Knabe, als ein hagerer, gebeugter, gelbaussehender Mann auf das Haus zuging und hineintrat; es folgte ihm ein Knabe, der einen kleinen Handwagen zog, welcher mit allerlei guten Sachen beladen war. Der Mann konnte sich dies schon erzeugen. Er war ein gut besoldeter Sekretär, und seine Frau und Tochter unterhielten eine vornehme Schule ersten Ranges.

Der Abend brach herein.

„Unser Vater hat uns noch nichts geschickt, Mutter," seufzte Willie.

„Mein liebes Kind! — Mein armes, einfältiges Kind, — höre mir zu! Gott erfüllt nicht immer unsere Bitten, sondern hält mitunter aus guten und weisen Absichten mit deren Gewährung zurück."

„Aber unser Vater ist gut, — so gut, und ich habe ihn so aufrichtig gebeten. Ich bin überzeugt, Mutter, daß wir noch irgend etwas erhalten."

Und das Kind kletterte auf einen Stuhl, der am Fenster stand, legte sein Kinn auf dessen Lehne und blickte hinaus; allein der Wind rasselte mit den Fenstern und ein dickes Schneegestöber verfinsterte die Luft.

Die Nacht rückte immer mehr heran, und dennoch blieb das Kind auf dem Stuhle, die Händchen auf der Lehne gefaltet, das magere, bleiche Gesicht gegen die Scheiben gedrückt, und sah hinaus, zitternd vor Frost, wenn der Wind gegen und durch die lockeren Fenstergewände fuhr.

Die Nacht kam näher, und das schöne Haus über die Straße hinüber wurde erleuchtet. Die Fensterladen waren noch nicht geschlossen worden und so fiel das Licht durch die purpurrothen Vorhänge und erhellte die Straße mit rosigen Strahlen. Es gewährte dem kleinen, uneigennützigen Herzen des Kindes Vergnügen, dies zu sehen, und sich dabei zu denken, wie warm und hell es da drüben in jenem Zimmer wäre, und wie glücklich sich die Kinder dort fühlen mußten. Endlich kam ein farbiger Knabe heraus, um die Läden zu schließen, und der Kleine konnte das Licht aus dem warmen Zimmer nicht mehr beobachten; er konnte von seinem kalten Posten nichts mehr wahrnehmen, und sprang deshalb herunter, ging zu seiner Mutter und sprach:

„Laß mich mein Abendgebet sagen und dann zu Bett gehen, Mutter." Als er sein Strümpfchen auszog, fügte er hinzu: „Es ist heute Abend nicht nöthig, meine Strümpfe aufzuhängen, Mutter."

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Willie und seine Mutter die Wäsche forttrugen, saß in jenem behaglichen Hause über die Straße herüber eine bleiche, engbrüstige, sorgenvollaussehende Dame in einem kleinen Hinterstübchen, das von einem luftdichten Ofen erwärmt war. Auf dem Bette und den Stühlen hingen verschiedene halbvollendete Toilettengegenstände, und auf dem Schooße der Dame lag eine elegante Mantille, welche sie mit einer breiten, schweren Franse besetzte. Dann und wann unterbrach sie ihre Arbeit, um den Kopf in die Hände

zu stützen, oder mit der Hand ihre Seite zu halten, wobei sie schwer aufseufzte, und dann wieder fortfuhr zu arbeiten. Es wurde an der Glocke der Hausthür gezogen und bald darauf trat eine Dame ein, die jünger als die emsige Näherin war, und sie als ihre Cousine anredete.

„Ich habe unten an der Treppe eine Frau stehen lassen, die mit mir zugleich kam. Sie wünscht zu wissen, ob Du irgend eine Näherei außer dem Hause anzufertigen hast?"

„Nein, nein, ich habe nichts dergleichen. Geh, Ella, sage es ihr."

Diese Worte wurden zu einem kleinen Mädchen gesprochen, das sich ebenfalls im Zimmer befand.

„Aber Du scheinst doch sehr viel Arbeit zu haben, Cousine."

„Ja, allerdings, und ich bin fast ganz entkräftet."

„Aber dann frage ich Dich, warum, in aller Welt, giebst Du nicht Einiges davon aus dem Hause?"

„Weil ich es nicht im Stande bin, Harriet."

„Und warum bist Du es nicht im Stande?"

„Nun, weil unser Einkommen sehr mäßig ist und wir davon bedeutende Ausgaben zu machen haben; da ist der Hauszins und die Rechnung aus dem Materialwaarenladen, das Marktgeld, das Holz, — wir müssen drei Zimmer heizen — und die Mädchen müssen sich gut kleiden. Ja! — Und dann ist auch noch in diesen Tagen die Doktor- und Apothekerrechnung zu bezahlen,

— sie schicken dieselbe immer am ersten Tage des neuen Jahres. Nun bitte ich Dich, sage mir, wie ich es möglich machen soll, Näherei aus dem Hause zu geben und ob Du es für recht halten würdest, wenn ich dies thun wollte?"

Diese Worte waren in einem ironischen, gereizten Tone gesprochen worden, allein die junge Dame erwiederte gutmüthig:

„Mit Vergnügen. Erstlich bist Du den ganzen Tag fortwährend in Deiner Schulstube eingesperrt, den Sonnabend ausgenommen, wo Du Dein Hauswesen in Ordnung bringst und Sonntags, wo Du in die Kirche gehst. Ist dem nicht so?"

„Ja."

„Nun gut. Hierdurch bleiben Dir nur die Abende zu einer heilsamen Abwechselung übrig, die in Besuche machen, Spazierengehen, Unterhaltung, leichter Lektüre, oder thätiger häuslicher Beschäftigung bestehen müßte."

„Ja."

„Einer solchen heilsamen Abwechselung müßtest Du durchaus einen guten Theil Deiner Abende widmen. Sage mir noch Eines; Du wirst für Deinen Unterricht gut bezahlt, nicht wahr?"

„Ich werde dafür bezahlt."

„Sehr wohl. Dann solltest Du auch genügsam und nicht knausrig sein, — solltest der armen Näherin ebenfalls einen Verdienst zukommen lassen, einen Theil Deiner Arbeit aus dem Hause geben. Sieh, das ist

meine Ansicht von der Eintheilung der Arbeit; findest Du nicht auch, daß ich hierin recht habe?"

„Ach, ich kann es wirklich nicht erschwingen!"

„Ich will Dich sogleich überführen, daß Du es erschwingen kannst, Du leidest oft an Unverdaulichkeit, an Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit und so weiter, Du mußt deshalb allerlei Pillen einnehmen, hast mitunter ernstliche Anfälle von Leberleiden, mußt einen Arzt herbeirufen, der einen Dollar für den Besuch bekommt. Ist dem nicht so?"

„Mitunter."

„Ja, sogar recht oft. Ich kann Dir aber die Versicherung geben, daß Deine Gesundheit, wenn Du nach dem Schlusse des Unterrichtes, anstatt von vier bis elf oder zwölf Uhr bei Deiner Näherei zu sitzen, lieber einen Spaziergang von ein oder mehreren Stunden machtest, sich wesentlich verbessern würde und Du dadurch manchen Dollar für die Besuche des Arztes ersparen könntest. Dieses ersparte Geld könntest Du dann irgend einer armen Näherin zuwenden und dafür denjenigen Theil Deiner Näherei von ihr anfertigen lassen, welchen Du in den Stunden, die Du heilsamer Bewegung im Freien widmest, vollendet haben würdest."

Die Dame lächelte ironisch.

„Das ist eine engherzige Ansicht," sprach sie. „Du erzeigst dem einen Theile der menschlichen Gesellschaft Wohlthaten auf Unkosten des anderen."

„Was, — die Aerzte! Glaube das ja nicht.

Sei nur nicht so ängstlich darüber, denn es giebt ja eine Menge Thörinnen in der Welt, die sich ihre Gesundheit durch übertriebenes Schnüren, schwere Kleider, allzudünne Schuhe, heiße Oefen, eingesperrte Zimmerluft und derartigen Unverstand zu Grunde richten. Durch diese allein können die Aerzte schon leben. Nun sage mir, willst Du nicht einen Theil Deiner Näherei aus dem Hause geben?"

„Ich kann nicht, sage ich Dir! Ich und mein Mädchen wir müssen uns anständig kleiden."

„Aha, da haben wir es. Es ist Dir einerlei, ob Deine Augen entzündet sind, ob Dein Antlitz bleich und abgespannt aussieht, wenn nur französische Blumen neben den bleichen Wangen blühen, wenn nur ein kostbarer Shawl sich an die schwache, kranke Brust schmiegt! Wie sehr auch der arme Körper innerlich leidet, es genügt Dir, wenn er nur äußerlich geschmückt ist."

„Aber man muß doch diese Dinge kaufen, nicht sowohl um des eigenen Vergnügens willen, als um die Kunst und Betriebsamkeit zu unterstützen."

„Ganz recht; allein Leute in beschränkten Verhältnissen sollten dies auch auf beschränkte Weise thun und Du solltest die Gelegenheit benützen, durch eine Näherin ebenfalls einen, wenn auch etwas einfacheren Zweig der Industrie zu unterstützen," entgegnete Miß Harriet lächelnd.

„Ei, Du müßtest darüber mit Mrs. Brown sprechen; sie hat in ihrer Familie neun Personen, für

die es zu nähen giebt, sie kleidet sie Alle sehr hübsch und läßt doch niemals einen Stich außer dem Hause arbeiten, obgleich ihr Mann fünfzehnhundert Dollar jährlichen Gehalt hat. Ferner hast Du Mrs. Rice und Mrs. Briggs und Mrs Stone; sie Alle haben große Familien, sie Alle besorgen ihre Nähereien selbst, sind Alle kränklich und ihre Männer beziehen sämmtlich sehr gute Gehalte. Es wäre wirklich besser, wenn Du hingingst und mit ihnen sprächest."

„Es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß ich ein Recht hierzu hätte, denn ich glaube, diese Damen lassen sich von einem falschen Pflichtgefühle leiten, indem sie sich bemühen, mit geringen Mitteln so weit als möglich zu kommen. Sie glauben, daß sie etwas sehr Lobenswerthes thun, wenn sie halbe Nächte lang aufsitzen und sich plagen, um Geld zu ersparen, das sie dann für einen kostbaren Toilettenartikel ausgeben. Ihre Augen sind mit solchem Eifer auf einen Punkt der Sparsamkeit gerichtet, daß sie andere Punkte darüber aus dem Gesichte verlieren und sehr oft einen kleinen Gewinn mit einem großen Verluste erkaufen. Sie können, zum Beispiel, wenn sie die halbe Nacht aufsitzen und nähen, das Geld ersparen, um sich eine breitere, schwerere Franse, kostbarere Federn und Blumen anzuschaffen, allein sie bezahlen dies Vergnügen mit einem Verluste an ihrer Gesundheit, Munterkeit und Schönheit. Die Schuld hieran tragen nicht die Männer,

denn ich glaube, sie Alle würden es lieber sehen, wenn ihre Frauen und Töchter sich mehr um ihre Schönheit und Gesundheit und weniger um ihren Putz bekümmerten."

„Ich bin überzeugt," fuhr Miß Harriet nach einer kleinen Pause fort, „daß es den Frauen nicht an Wohlthätigkeitssinn oder an gesundem Verstande mangelt, allein sie haben weder Zeit noch Gelegenheit, das Elend zu beobachten und zu verstehen, welches dadurch verursacht wird, daß sie den Armen die Arbeit entziehen. Ich wünschte, sie könnten einmal gleich mir, die ich unter ihnen lebe, eine arme Wittwe sehen, die von ihren Kindern umringt ist, welche sie wegen ihres Mangels an ordentlichen Kleidern und Schuhen nicht in die Schule schicken kann, wie sie bei einem elenden Feuer sitzt, oder das kärgliche Mahl austheilt, das aus einem groben Roggenmehlkuchen besteht; — ich wünschte sie wüßten, daß dies nichts Außergewöhnliches, sondern etwas ganz Alltägliches ist, — sie hörten die arme Frau sagen, daß sie so gut auskommen könnte, wenn sie genug Arbeit bekäme, — hörten sie darüber klagen, daß die „Damen jetzt alle ihre Arbeiten selbst anfertigten." Ich weiß, daß jene Damen die Arme mit Freuden unterstützen würden und daß sie, wenn die Unglückliche zu allem ihren Elende auch noch auf das Krankenlager käme, ihren liebsten Schmuck aufopfern würden, um dem Mangel der Aermsten abzuhelfen."

„Oh, meine Liebe, Du entwirfst da ein Bild der Phantasie! Dem ist nicht so."

„Dem ist so! Ganz in meiner Nähe habe ich zwei solche Fälle der äußersten Verarmung, die nur aus Mangel an Arbeit entstanden sind, — komm nur und überzeuge Dich selbst davon. — Ach, und wie viele ähnliche Fälle noch in anderen Theilen der Stadt vorkommen, kann Gott allein wissen."

Die Dame war einige Minuten lang in tiefes Nachsinnen verloren und sprach dann:

„Wohlan denn, ich will Dir etwas sagen. Für dies Jahr sind alle meine Arbeiten ziemlich beendet, allein nächstes Jahr werde ich die Sache anders einrichten; ich will nach den Schulstunden mit Dir ausgehen und etwas von meiner Näherei zu jenen armen Frauen hintragen, von denen Du mir so eben erzähltest."

„Nein, für meine beiden Familien laß mich allein Sorge tragen. Ich habe meine Näherei schon zwischen ihnen getheilt und werde mich bemühen die Armen in meiner nächsten Umgebung mit Arbeit für Leute in der Nähe zu versorgen; wenn es zu viel werden sollte, dann bekommen Andere auch etwas davon. Thue Du nur das Nämliche: — Kümmere Dich um die Armen in Deiner unmittelbaren Nachbarschaft. Sieh, gerade über die Straße steht eine Reihe ärmlicher Häuser, — besuche die Leute, die darin wohnen, so brauchst Du gar nicht aus Deiner Straße herauszugehen."

Bald darauf nahm die jüngere Dame Abschied, und als die Hausthüre sich hinter ihr geschlossen hatte, rief die ältere Dame aus:

„Gott sei Dank, daß die alte Sittenpredigerin fort ist! Mein Himmel, wie hat sie mich gelangweilt! Nun will ich schnell meine Mantille fertig machen.“

Eine Stunde später war die glückliche Familie in dem vorderen Wohnzimmer versammelt. Der Vater war vom Markte heimgekehrt und die Mutter und Kinder saßen um den traulichen Kamin herum und sprachen über den schnellen Wechsel, der mit der Witterung vorgegangen war, wunderten sich, wie lange die Kälte wohl anhalten würde, wie hoch der Schnee liegen müßte und so weiter. Ella, das jüngste Mädchen, sah hinaus in das Schneegestöber; endlich wendete sie ihre großen, blauen Augen von dem Fenster ab und sprach:

„Mutter, ich glaube, den ganzen Tag ist in dem Hause über die Straße kein Funken Feuer gewesen und es wohnt ein kleiner Knabe da, der so groß ist, wie ich, und er hat weder Brüder noch Schwestern, um mit ihm zu spielen.“

„Wie weißt Du denn das, Miß Ella?“ fragte ihr kleiner Bruder, der naseweis an sie herantrat.

Ella warf die vollen, rothen Lippen auf und hielt es unter ihrer Würde, auf die impertinente Frage zu antworten.

„Warum glaubst Du, daß kein Feuer in dem Hause gewesen ist?“ fragte jetzt der Vater.

„Nun, weil den ganzen Tag kein Rauch aus die Esse herausgekommen ist, Vater.“

„Aus die Esse, — nein, aus die Esse! — Das ist eine prächtige Art zu sprechen,“ spottete Johnny.

„Ja, es ist wahr! Vater, sage doch Johnny, daß er mich gehen läßt!“

„Still, Johnny! Weißt Du wer dort wohnt, Ella?“

„Ein kleiner Knabe, so groß wie ich.“

„Ein kleiner Knabe, so groß wie Du? Nein, wie albern,“ warf Johnny sotto voce ein.

„Vater!“

„Wenn ich noch einmal das Wort an Dich richten muß, Master Johnny, so wird es geschehen, um Dich zu Bett zu schicken. — Nun, Ella, also ein kleiner Knabe, sagst Du? Wer denn aber noch?“

„Nun, eine gefleckte Miezekatze und ein gesprenkeltes Hühnchen und eine Frau. Früher wohnte auch noch ein Mann da, aber ich denke mir, daß er fortgegangen ist, denn ich habe ihn lange nicht mehr gesehen. Da, jetzt sitzt Miezchen oben im Bodenfenster und wäscht sich ihr Gesicht. Ich möchte wissen, ob ihre Pfote wieder geheilt ist, denn sie hinkte jetzt immer, wenn sie ging.“

Mr. Wood blickte ebenfalls auf das gegenüberlie-

gende Haus; ein Ausdruck des Schmerzes zog über sein Gesicht und er sprach:

„Meiner Seele, Frau, ich glaube, es ist so, wie das Kind sagt. Guter Gott! Wenn man bedenkt, daß sie bei solcher Kälte ohne Feuer sitzen!“

„Ich denke mir, Miezchens Pfote ist erfroren. Laß sie und den kleinen Knaben herüberkommen und hier wohnen, Pa! Sie können mit am Kamine sitzen,“ bat Ella.

„Wer sind denn die Leute? Kennst Du sie, Frau?“

„Ich kenne die armen Geschöpfe gar nicht. Aber ich will wetten, daß sie unmäßig sind.“

„Nein, Mama, es sind Link's,“ sprach Ella.

„Was meinst Du, Ella?“

„Ich meine, des kleinen Knaben Name ist Willie Link; so sagte mir Susanne.“

„Frau, wir müssen uns erkundigen, ob sie Mangel leiden. Rufe doch Susanne herauf.“

Zufälliger Weise kannte Susanne die näheren Verhältnisse der Familie und konnte also jede nöthige Auskunft ertheilen.

Vor zehn Jahren war Sarah Jones ein junges, gesundes, glückliches Landmädchen gewesen; sie hatte einen jungen Handwerker geheirathet und war mit ihm nach Washington gezogen. Einige Jahre lang hatten

sie sich ganz wohl befunden, allein dann gewöhnte er sich den Trunk an und die Verhältnisse nahmen ihren gewöhnlichen Gang, — bis zum Leichenzuge des häuslichen Glückes. Jahr für Jahr versank er immer mehr in Unmäßigkeit und Rohheit. Von den Kindern, welche ihm geboren wurden, fiel Eines nach dem Anderen dem Elende und Mangel zum Opfer, bis nur noch ein kränklicher Knabe und ein kleines Mädchen am Leben war. Endlich brach der Krieg mit Mexiko aus, Jones ließ sich anwerben und seit jener Zeit hatte die arme Frau nichts mehr von ihm gehört. Sie war auf dem Lande aufgewachsen, schüchtern und unerfahren und konnte also nur wenig für sich und ihre Kinder thun.

„Was! Jones, der Zimmermann, der sich anwerben ließ? Ei, Frau, ich bin dem armen Burschen noch eine kleine Summe schuldig für Arbeit, welche er hier verrichtet hat, und wußte nicht, daß seine Familie in unserer nächsten Nähe wohnte. Wir müssen sogleich Etwas für sie thun, und morgen will ich meine Schuld bezahlen.“

Es ward nun sofort ein Korb herbeigeholt, in welchen Mrs. Wood ein Papier mit Thee, Kaffee und Zucker legte, ferner ein Stück kaltes Hammelfleisch, eine Pastete, ein Stück Käse und schickte es durch Susanne hinüber, die von einem Knaben begleitet wurde, welcher einen Schubkarren mit Holz fuhr. Bei dieser Gelegenheit zeigten sich Johnny's bessere Gefühle auf eine

merkwürdige Weise, indem er sein „Alles,“ ein großes Stück Kuchen und für ungefähr einen Cent Schwärmer, mit hinüberschickte; Ella sendete eine Puppe, deren Kopf abgebrochen war. — Ella's sämmtliche Spielsachen befanden sich in einem traurigen Zustande der Zerstörung.

Das elende Stübchen, in welchem die arme Frau ihren hungrigen Knaben auskleidete, war finster und kalt.

„Nun, Willie, küsse mich; Gott behüte Dich. Geh' zu Bett, schlafe und suche es zu vergessen, daß Du hungrig bist!“

In demselben Augenblicke wurde an die Thüre geklopft. Die Mutter und das Kind zitterten; wer konnte an diesem finstern, kalten Abende noch kommen?

„Herein!“ rief die Mutter mit bebender Stimme.

Die Klinke wurde niedergedrückt, und man vernahm Fußtritte und einen Klang, als ob etwas Schweres auf den Boden niedergesetzt würde; es rieb Jemand ein Zündhölzchen an der Wand, zündete ein Licht damit an und es ward hell in dem finstern Raume. Susanne stand da mit ihren Sachen.

„Mrs. Wood schickt Ihnen einige Dinge, Ma'am,“ sprach Susanne, indem sie auf den Korb zeigte. „Jim, komm mit dem Holze hier herein.“

Der Knabe kam mit einem Arm voll Holz herein,

und warf es auf den Herd; Susanne reichte ihm das Licht und etwas Papier, um Feuer anzumachen, das bald darauf auch munter emporloderte. Hierauf füllte Susanne den Kessel, hing ihn über das Feuer, zog den Tisch hervor und setzte alle die guten Sachen darauf, welche sie mitgebracht hatte.

„Sie müssen entschuldigen, Mrs. Jones," sprach sie, „daß ich mir so viele Freiheiten herausnehme, aber Sie sind unwohl und ermüdet."

„Oh, Sie sind sehr gut, — wirklich sehr gut, — zu gut. Ich werde es weder Ihnen noch Mrs. Wood jemals vergelten können."

„Das thut nichts; wir Alle können einmal in die Lage kommen, wo uns ein Gleiches erfreut," sprach Susanne, während sie den Thee aufgoß, und dann entfernte sich das gutherzige Mädchen.

Was für eine zauberhafte Veränderung war mit einem Male in diesem kalten Zimmer vorgegangen! Wie hell und glühend und heimisch das Feuer loderte, — wie es ihre starren Glieder erwärmte! Wie angenehm der Thee duftete, dieser seltene Luxus!

„Oh, Mutter, wir sind froh! Können wir nicht froh sein, Mutter? Ich frage Dich, haben wir nicht Glück?"

„Sprich nicht so, Willie. Danke unserem himmlischen Vater, der uns Speise gab zu rechter Zeit."

„Das thue ich auch; — ganz gewiß thue ich das! Ach, Mutter, wir wollen das arme Schwesterchen aufwecken, und ihr ein klein wenig Thee geben. Sie war so hungrig und der kleine Kuchen war doch so gut wie nichts."

„Der Hunger wird das arme, kleine Ding schon früh genug wecken. Laufe hinüber zu Mrs. Bayley und borge Dir für einen Cent Milch, ehe sie wieder erwacht."

Willie that, wie ihm geheißen, und war im Augenblicke wieder zurück. Und nun, meine Leser, wollen wir Willie mit seiner Mutter und dem kleinen Schwesterchen beim Abendbrode in dem behaglichen Stübchen, das durch die Güte ihrer Nachbarn erwärmt worden, verlassen, und Susanne „über die Straße" folgen.

Nachdem Susanne sich den Schnee von den Füßen gestampft hatte, stellte sie sich wieder im Wohnzimmer ein und stattete von dem Elende der Jones'schen Familie einen so lebendigen Bericht ab, daß sie die freundlichen Gefühle der Wood'schen Familie dadurch auf das Wärmste erregte; und als sie zuletzt noch hinzufügte, daß „sie dieselbe Frau wäre, welche neulich so dringend um Arbeit gebeten hätte," sah Mrs. Wood von ihrer Näherei auf.

„Und Du hast ihr die Arbeit verweigert, wo doch so viel auf Dir lastete? Oh, Frau!"

„Ich wußte nicht, daß sie in solcher Armuth sei."

„Oh, es thut mir sehr leid! — Wie viel Truthühner sind in der Speisekammer, Frau?“

„Drei. — Aber, mein gütiger Himmel, Wood, Du wirst Dir doch nicht einfallen lassen, ihnen einen Truthahn zu schicken?“

„Warum nicht? Es ist dies ein Luxusgericht, das die armen Seelen doch einmal im Jahre haben können! Schicke ihnen also den kleineren; ich habe nur fünfzig Cent dafür bezahlt.“

„Aber das ist wirklich extravagant; ich habe noch nie so etwas gehört,“ eiferte die sparsame Wirthin.

Die Kinder aber, die wie alle Kinder zur Wohlthätigkeit geneigt sind, besonders, wenn dieselbe mit keiner Selbstverleugnung ihrerseits verknüpft ist, nahmen Partei für den Vater und quälten die Mutter, auch noch einige Pfeffernüsse und Näschereien für den kleinen Knaben in den Korb zu legen.

„Und sage Mrs. Jones,“ fügte Mr. Wood gegen Susanne gewendet hinzu, „daß ich nächstens herüberkommen und mich bemühen würde, ihr regelmäßige Beschäftigung zuzuweisen.“

Am andern Morgen gingen die Wood's in die Kirche und trafen bei ihrer Rückkehr eine Gesellschaft von Freunden an, welche mit ihnen zu Mittag speisten, und den ganzen Nachmittag bis gegen Abend bei ihnen zubrachten. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß das befriedigende Bewußtsein, ihre armen Nachbarin

über die Straße behaglich versorgt zu haben, wesentlich dazu beitrug, die Freude der Familie über ihr Neujahrsessen und die Gesellschaft ihrer Freunde zu erhöhen.

Und wie brachte die arme Familie ihren Neujahrstag zu?

Nun, die Mutter erhob sich am Morgen, zündete ein Feuer an, hing den Kessel darüber, fegte die Stube aus, kleidete die Kinder in ihre saubersten Anzüge und deckte den Tisch zum Frühstücke. Nachdem das Frühstück vorüber war, stellte sie den kleinen Truthahn in die Bratröhre, ließ Willie zurück, um darauf Achtung zu geben und ging in die Kirche; als sie von da wieder heimkam, verzehrte sie mit den Ihrigen das seltene Festtagsmahl, und brachte den Nachmittag damit zu, den Kindern Geschichten zu erzählen, die Vorübergehenden zu beobachten und besonders die Leute, welche in dem Hause über die Straße aus- und eingingen.

Am folgenden Tage war der Schnee verschwunden und die Wintersonne strahlte hell und freundlich. Als die arme Wittwe gerade damit fertig war, ihr Häuschen zu fegen und zu reinigen und sich anschickte, etwas Wäsche zu waschen, die man ihr zugeschickt hatte, klopfte es an ihre Thüre und Mrs. Wood trat ein.

„Nehmen Sie Platz, Madame," sprach die Wittwe, ihr einen Stuhl hinsetzend.

„Ich danke Ihnen. Sie waren in der vergangenen Woche drüben in meinem Hause und fragten nach,

ob ich etwas Näherei außer dem Hause anfertigen lassen wollte, nicht wahr?"

„Ja, Madame."

„Ich hatte damals eben Nichts zurecht gemacht. Heute habe ich Ihnen jedoch etwas Arbeit mitgebracht, die eben keine besondere Eile hat; Sie können die Sachen nebenbei anfertigen, — wenn Sie gerade für jemand Anderes zu arbeiten haben. Es sind zwei Paar Beinkleider und zwei Jäckchen; wie viel verlangen Sie dafür?"

Die Frau betrachtete die Kleidungsstücke und erwiederte dann:

„Ich will für Alles zusammen sieben und achtzig und einen halben Cent rechnen."

„Das ist wohlfeil," dachte die Dame. „Ich müßte vierzehn Tage lang alle Abende darauf verwenden, um mit diesen vier Kleidungsstücken zu Stande zu kommen."

„Da Sie so billige Forderungen stellen," sprach sie dann zu der Wittwe, indem sie ihre Geldbörse herausnahm, „so will ich Sie sogleich bezahlen."

Sie hatte zwar Anfangs die Idee gehabt, der Frau einen runden Dollar zu bezahlen, allein der Geist der Sparsamkeit gewann die Oberhand über sie und sie gab nur gerade das verlangte Geld.

Mrs. Wood ging mit dem festen Vorsatze fort, so viel als möglich für die arme Wittwe zu thun, soweit dies anging, ohne ihrer eigenen Familie dadurch Ent-

behrungen aufzuerlegen, und sobald sich ihr eine Gelegenheit dazu bieten würde.

Mr. Wood war jedoch eifriger bemüht, der Wittwe des Soldaten von Nutzen zu sein. Er erfuhr von ihr den Namen der Kompagnie, welcher ihr Mann angehört hatte, den Tag, an welchem er sich hatte anwerben lassen 2c., und erlangte in kurzer Zeit die Gewißheit, daß er bei dem Sturme von Monterey gefallen sei. Die Wittwe war seit langer Zeit schon so sehr an Kummer und Unglück gewöhnt, daß sie die Bestätigung ihres Verlustes sehr gefaßt und ruhig aufnahm. Mr. Wood verwendete sich noch fernerhin für sie und verschaffte ihr nach einigen Wochen einen kleinen Grundbesitz und eine Pension. Den Grundbesitz verkaufte sie für hundert und fünfzig Dollars und eröffnete mit diesem bescheidenen Kapitale einen kleinen Zwirn- und Garnladen. Die Wittwe macht jetzt mit ihrem anspruchslosen Handel recht hübsche Geschäfte.

Allein in unserer Stadt, sowie in mancher andern, leben noch so manche Unglückliche, meine lieben Leser, die wegen Mangel an Arbeit hungern und darben. Gebt ihnen zu arbeiten. Jeder Bewohner hat Ansprüche auf die Möglichkeit des Erwerbes und es giebt ja auch Arbeit genug; wenn sie nur gleichmäßig vertheilt und gut bezahlt würde, so reichte sie vollkommen aus, um Jeden mit den dringendsten Lebensbedürfnissen zu versehen.

„Was kann ich für Sie thun?“ fragte eine Dame,

die durch ihre Wohlthätigkeit berühmt war, als sie eine verarmte Wittwe mit ihrer zahlreichen Familie aufsuchte.

„Geben Sie mir Arbeit," war die buchstäbliche Antwort der armen, aber edeldenkenden Frau.

Gebt den Armen Arbeit, auf daß sie Eurer Almosen nicht bedürfen!

Der Blitzstrahl

in den

häuslichen Herd.

Der Blitzstrahl

in den

häuslichen Herd.

Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer, und wehten die Winde, und stießen an das Haus; da fiel es, und that einen großen Fall.

Matthäi VII. 27.

A dream is on my soul!
I see a slumberer, crowned with flowers and smiling
As in delighted visions, on the brink
Of a dread chasm. —

Hemans.

Ein Traum liegt über meiner Seele!
Ich sehe einen Schlummernden, bekränzt mit Blumen und lächelnd,
Wie in entzücktem Traumbild, an dem Rande
Eines schaurigen Abgrundes. —

Eine schöne Stadt des Südens lag im Morgenschlummer an dem Ufer eines mächtigen Stromes, wie die Schönheit auf dem Arme der Stärke, und schien in den

Strahlen der hellen Sommersonne zu lächeln, gleich der Unschuld im Lichte der Liebe Gottes. Der Himmel war wolkenlos und die Luft ruhig, fast bis zum Uebermaß von dem Dufte der Blumen erfüllt. Zeitig am Morgen hatten die Thautropfen auf den Blättern aller Bäume, Sträucher und Blumen in den lieblichen Gärten der Stadt gefunkelt, die Luft hatte von dem süßen Sange der Vögel, den fröhlichen Stimmen der Kinder widergehallt; — jetzt hat die Sonne den Thau von allen Blättern geleckt, der Gesang der Vögel in den Gebüschen ist verstummt, die Kinder haben sich vor der brennenden Hitze in die Häuser geflüchtet.

„Glänzende Stadt der Gewässer! Die Stunde Deines Verderbens ist gekommen. Der Engel des Wirbelwindes schwebt über Dir, obgleich Du den Schatten seiner Schwingen nicht siehst."

Die Mittagsstunde war vorüber. Plötzlich, — in einem Augenblicke, wurde der Himmel schwärzer als die Nacht, die mächtigen Fluthen brausten wüthend auf, es erhob sich ein furchtbarer Orkan, — und die schöne Stadt war ein Haufen geschwärzter Ruinen.

In einem stattlichen Palaste hatte der Hausherr seine Gäste um die gesellige Tafel versammelt, — das Weinglas war in seiner Hand, der Toast schwebte ihm auf der Lippe, — da brach der Orkan los, und der Wirth mit seinen Gästen an der heiteren Tafel wurden unter den Ruinen des Palastes begraben!

Auf seinem Sterbelager ruhte ein weißhaariger

Greis, reich an Jahren und an guten Handlungen, und erwartete den Todesengel; um ihn herum standen seine Nachkommen bis in die dritte Generation: ein kräftiger Mann in der Fülle und dem Stolze der mittleren Lebensjahre, eine schöne Matrone, ein junges Mädchen und ein kleiner Knabe. Der Engel kam, aber inmitten des Sturmwindes, und der hochbejahrte Greis, der stattliche Sohn, die fromme Matrone, das blühende Mädchen und das unschuldige Kind, — sie Alle folgten seinem Rufe.

In einer beglückten Wohnstätte gewahren wir eine entkräftete, aber selige, junge Mutter, die ihr erstes, neugeborenes Kind in stiller Freude an ihr Herz drückt und den Segen des Lebens über den Liebling ausspricht, während ihr Gatte und ihr greiser Vater voll tiefer Rührung das liebliche Bild betrachten. Der Orkan brauste daher und die jungen Eltern mit dem holden Kinde bildeten „eine heilige Familie“ im Paradiese.

Tief in dem schattigen Dunkel eines Orangenhaines wandelt ein Jüngling an der Seite eines Mädchens; der Jüngling ergießt seine Seele in Liebe und glühenden Bitten, die Jungfrau lauscht seinen Worten mit stiller Seligkeit, — da ereilt auch sie der Untergang! Der Jüngling und das Mädchen wurden selige Engel im Himmel.

Es giebt Stürme, die über unsere Familienkreise hereinbrechen, — Orkane, die unsere Wohnstätten verwüsten, Blitzstrahle, die in unsern traulichen Herd schlagen. Ich will hierdurch keineswegs auf die gewöhnlichen Sorgen, auf Glückswechsel, Krankheiten oder Tod hindeuten, — diese lassen sich vielmehr mit Regen und Wind, Donner und Blitz der moralischen Atmosphäre vergleichen, welche oftmals nöthig sind, um die Lebensluft zu mildern, zu reinigen, oder zu stärken. Der moralische Sturmwind, der Wirbelwind des Lebens, der Blitzstrahl in den häuslichen Herd haben eine schrecklichere Bedeutung. Jene mahnen uns an die Vergänglichkeit der Reichthümer, an die Kürze und Unsicherheit des Lebens, an das beständige Wehen der Fittiche des Todesengels; diese zeigen uns die Unbeständigkeit menschlicher Tugend, die furchtbare Macht menschlicher Leidenschaft.

Fast an jedem Tage können wir, so oft wir ein Zeitungsblatt aufnehmen und die Augen über dessen Spalten streifen, hier von einem Selbstmorde, da von einer Mordthat lesen. Kommt es uns aber wohl je in den Sinn, daß der Elende, welcher jenen Selbstmord oder jene Mordthat verübte, noch einen Tag, ja wohl gar eine Stunde vorher vielleicht eben so wenig an die Möglichkeit seines Verbrechens gedacht hat, als wir es thun? Haben wir wohl je daran gedacht, daß die Familie eines solchen Unglückseligen eben so wenig auf einen solchen Schicksalschlag vorbereitet war, als die unsrige

es sein würde, — und — dient uns dies als Warnung? — Ich glaube nicht. Wir Alle sind nur allzusehr geneigt, einen solchen Verbrecher als einen Unwürdigen zu betrachten, welcher in einen Abgrund des Verbrechens und der Schande gesunken ist, dem wir uns niemals im Leben nähern könnten. Ach, gestern vielleicht ging jener Mörder noch mit erhobenem Haupte einher, war eben so stolz, so sorglos, so verblendet, wie wir selbst, und hatte keine Ahnung von dem Abgrunde, der sich vor seinen Füßen öffnete, — und nun ist er bestürzt und betäubt von seinem Falle. Sind wir wohl geneigt, dies zu glauben und ihn zu bedauern? Nein, nein, unsere Stimmen erheben sich laut vor empörtem Sittlichkeitsgefühl: „Schmiedet seine Ketten, schließt die Kerkerthüre hinter ihm, errichtet einen Galgen für ihn!" — In dem Stolze eines makellosen Rufes danken wir Gott, „daß wir nicht sind, wie Andere." Kommt es uns jemals in den Sinn, ihm zu danken, daß wir nicht versucht werden, wie Andere?

Ein reizendes Bild gewährte jene Scene häuslicher Behaglichkeit. Gestattet, daß ich sie beschreibe.

Es war ein mittelgroßes Wohnzimmer, über dessen Fußboden ein altmodischer, türkischer Teppich lag, der so dick und weich war, daß der Fuß geräuschlos über die reichen, orientalischen Blumen hinglitt, aus denen

das Muster bestand, und die so natürlich aussahen, daß man fast glauben konnte, ihren Duft einzuathmen. Zwei breite, hohe Fenster wurden von langen, schweren Vorhängen von dunkelrothem Damast verhüllt. Im Hintergrunde des Zimmers, links vom Kamine, stand ein schöner Flügel; weiter rechts, nach dem Fenster zu, gewahrte man einen Pfeilertisch mit Marmorplatte, auf welchem reichgebundene Taschenbücher, schöne Kupferstiche und Modejournale bunt durcheinanderlagen. Ueber dem Kaminsims hing ein schöner Spiegel in altmodischem Rahmen, der bis an die Decke hinanreichte, und in welchem sich das ganze Zimmer, sowie die lebensgroßen Figuren der um den Kamin versammelten Gruppe abspiegelten.

Die Wand, an welcher der Flügel stand, schmückte ein großes, werthvolles Gemälde, eine Winterlandschaft, die fast die ganze Wand einnahm, während deren Gegenstück, eine heitere Sommerlandschaft, zwischen dem Kamine und dem Büchertüsche angebracht worden war. Außer diesen beiden Gemälden fiel das Auge auf manch' auserlesenes Produkt der Malerei oder Bildhauerei, für welches man stets die passendste Stelle gefunden hatte.

Wenden wir uns jetzt dem Plätzchen vor dem munter lodernden Kaminfeuer zu. Ein runder Mahagonitisch, mit einem kostbaren Teppiche bedeckt, steht geradeüber vom Kamine; auf demselben brennt eine elegante Astrallampe und wirft ihr mildes, schönes Licht bis in die fernste Zimmerecke; Bücher, Zeitungen, ein zierliches

Arbeitskästchen liegen in bunter Unordnung über den Tisch hin zerstreut, und zwischen die Blätter einer aufgeschlagenen Bibel hat Jemand eine goldene Brille gelegt, wahrscheinlich, um das Umblättern zu verhüten. Links von dem Tische stand ein Sopha, keine jener harten, unbequemen Marterbänke, sondern ein weichgepolsterter, mit seidenen Kissen wohlversehener Divan, der selbst den Ansprüchen der verwöhntesten Sultanin genügt haben würde, und mit dem auch die junge Frau, welche in demselben lehnte, vollkommen zufrieden zu sein schien. Diese Frau ist allerdings nicht so „schön, wie eines Poeten oder eines Malers Traumbild," es sei denn, daß Maler und Poeten von großen, üppigen, jungen Damen träumen, denen Butter lieber ist als Byron, die Austern besser genießen können als Ossian, und ein Körbchen schöner Erdbeeren dem größten Meisterstücke vorziehen, welches jene würzige Frucht naturgetreu auf der Leinwand wiedergiebt. Nichtsdestoweniger war jene Dame aber doch eine Schönheit. Die Dame war noch jung, nicht über neunzehn Jahre alt, und, wie ich schon bemerkt habe, von ziemlich großer Figur, üppig geformt, und hatte ein rundes, regelmäßiges Gesicht, große, träumerisch blickende, braune Augen, volle Lippen und weiches, kastanienbraunes Haar, das auf der Stirn gescheitelt und hinten in einen Knoten geschlungen war; die einfache Art, das Haar zu tragen, hatte ihren Grund nicht in ihrer Liebe zur Einfachheit, sondern sie zog dieselbe darum vor, weil es

ihr zu viele Mühe gemacht haben würde, sich das Haar auf eine andere Weise zu ordnen. Das Tabouret unter ihren Füßen hatte sie weggestoßen, denn es war ihr zu hart; an dessen Stelle warf sie eines der weichen Sopha-kissen auf den Fußboden, und stellte die kleinen, verwöhnten Füßchen darauf. Nicht weit von der jungen Frau saß ein dreijähriges Kind, gleich einem trägen, kleinen Türken mit untergeschlagenen Beinen auf einem Kissen, ein Schooshündchen hätschelnd, welches auf seinen Knieen schlief. Ein kleines Mädchen von achtzehn Monaten, das ein lebhafteres Temperament als ihr Bruder zu besitzen schien, hatte, während sie auf dem Fußboden herumkroch und Alles d'runter und d'rüber kehrte, einen kostbar gebundenen Almanach aufgestöbert, hatte sich, gleich einer siegenden Großmacht, das „Entdeckungsrecht" darüber angemaßt, und saß nun höchst zufrieden da, um ihn in aller Stille zu zerreißen.

Dem Sopha gegenüber ruhte ein alter, weißköpfiger Herr in einem bequemen Armstuhle; neben ihm saß ein junger Mann, sein Sohn, der Gatte jener trägen, jungen Dame und der Vater des kleinen Pärchens auf dem Teppiche. Ich muß hier innehalten, um jenen jungen Mann zu beschreiben, welcher der Mittelpunkt so mancher liebevollen Neigung, die Stütze so vieler geliebten, hilflosen Wesen war.

In seinem ganzen Aeußern sprach sich ein nervöses, sanguinisches Temperament auf das Entschiedenste aus; er war groß und ziemlich hager, hatte helles Haar,

blaue Augen und eine so zarte, durchsichtige, wechselnde Gesichtsfarbe, wie man sie fast nur bei Frauen zu finden pflegt. Und doch lag in seiner Erscheinung durchaus nichts Weibisches, — weit entfernt davon. Seine Gestalt und seine Gesichtszüge waren schön und stark ausgeprägt. Die breite Stirn, die römische Nase, der Geist, das Feuer und die Entschlossenheit, welche aus seinem Auge blitzten, bildeten ein Ganzes, das von Allem, was weibisch genannt werden könnte, gerade das Gegentheil war.

Es war gut, daß ich Euch sagte, der junge Mann sei der Gatte jener jungen Dame auf dem Sopha, denn aus seinem Benehmen gegen sie, das eben so aufmerksam und zuvorkommend, wie gegen jede andere Dame war, würdet Ihr es wohl nie errathen haben. Er lehnt sich jetzt in seinen Stuhl zurück, die Arme in einander verschränkt und den traurig sinnenden Blick auf ein lebensgroßes Portrait gerichtet, welches den Pfeiler zwischen den beiden Fenstern einnimmt. In diesem Bilde lag etwas eigenthümlich Wildes, Unheimliches, fast Ueberirdisches; es stellte ein junges Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren vor, das eine übernatürliche Schönheit besaß; die Gestalt war schlank und dunkel gehalten, eine Fülle von langen, schwarzen, glänzenden Haaren floß in wirren Locken fast bis zu den Füßen herab, und die schwarzen Augen waren so groß, so glänzend, wie man sie wohl nie bei einem geistig gesunden Wesen erblickt. Der eine Arm hielt eine Harfe, wäh-

rend der andere in die Saiten griff, und das Antlitz sich mit einem gewaltigen, stürmischen Ausdrucke hob; trotz der brünetten Farbe sah man doch das heiße Blut durch die Wangen schimmern, — die vollen Lippen waren in athemloser Spannung geöffnet, und die großen Augen blickten glühend und blitzend gen Himmel.

Ein Fremder nannte dies Gemälde einstens den Dämon der Musik. Ich selbst stand schon einmal im Begriffe, zu fragen, ob es nicht vielleicht ein Phantasiestück sei, das irgend eine schöne Wahnsinnige darstellen sollte, als die Worte „arme Ida!" welche den Lippen der jungen Mutter entschlüpften, die neben mir stand und zu dem Bilde aufsah, meine Frage wieder zurückdrängten. Jahre nachher erfuhr ich die Geschichte der „armen Ida," oder vielmehr der „wahnsinnigen Ida," wie ich sie eigentlich nennen sollte.

Fast fürchte ich mich, die empörende Geschichte der stürmischen Leidenschaften Ida's, ihrer verbrecherischen Nachsicht gegen sich selbst und der furchtbaren Folgen, welche daraus entstanden, zu erzählen, allein da dieselben zu eng verwoben sind, mit der Zerstörung und dem Unglücke des kleinen Familienkreises vor uns, sehe ich mich genöthigt, die Geschichte ihres Lebens leicht zu skizziren und vorher einen Blick auf die Geschichte der Familie zu werfen, an deren traulichen Kamin ich meine Leser geführt habe.

Der weißhaarige Mann in dem Lehnstuhle ist Mr. Reed. Er hatte Glück in seinen Geschäften gehabt und

sich von denselben einige Jahre vor dem Beginne unserer Erzählung gänzlich zurückgezogen. Zu jener Zeit war er schon Wittwer und die Familie bestand, außer ihm selbst, nur aus seinem Sohne William und seiner verwaisten Großnichte, Ida de Rozia. Ida's Mutter, eine geborene Irländerin, hatte sich mit einem Italiener verheirathet und in Ida's Charakter vereinigte sich die ganze Tiefe und Leidenschaftlichkeit des Vaters mit der hastigen, reizbaren Natur der Mutter; hierzu gesellte sich noch ein unbezähmbarer Eigenwille, eine unzulängliche Urtheilskraft, und machte sie auf diese Weise zu einem Wesen, das eben so schwer zu leiten war, als es sich selbst beherrschen konnte. — Ein solches Geschöpf war Ida de Rozia, als sie in einem Alter von zehn Jahren durch den Tod ihrer Eltern der Pflege und Sorgfalt des bejahrten Mr. Reed anheimgestellt ward.

Bei William Reed's Rückkehr von der Universität zu Harvard war Ida ungefähr fünfzehn Jahre alt; seine ganze Phantasie wurde von der bizarren Cousine erregt, und, seltsam genug, auch sein Herz gab sich dem Zauber, den sie auf ihn ausübte, gefangen. Es konnte wohl kaum zwei Menschen geben, die sich in Charakter und Gefühlen sowohl, als in der äußeren Erscheinung so vollständig ungleich waren, als jene Beiden. Nichtsdestoweniger liebte er sie, wie er weder früher, noch nachher je wieder ein anderes weibliches Wesen geliebt hat, selbst nicht Emily May, das schöne Mädchen, welches er später heirathete. Ida aber verlachte ihn

und spottete seiner Leidenschaft; er war für das phantastische Wesen eine zu alltägliche Natur, wie sie sich oft darüber aussprach.

Um diese Zeit betrat ein Schauspieler von großem, dramatischem Talente die Breter einer der beliebtesten Bühnen in der Stadt, und Ida ging in Begleitung der Familie ihres Onkels in das Theater, um ihn spielen zu sehen. Ida besuchte zum ersten Male in ihrem Leben ein Theater, und als sie mit ihren Begleitern in einer der ersten Ranglogen Platz nahm, war sie eine zu neue, zu pikante Schönheit, ihr Interesse an Allem was vorging, gab sich auf zu frische, natürliche Weise kund, als daß sie nicht hätte Aufsehen erregen müssen. Ich weiß nicht, ob an einer magnetischen Bezauberung etwas Wahres ist, oder nicht; ich weiß nur, daß Ida's brennende Blicke, unbekümmert um die Menge, welche sie beobachtete, voll innerem Entzücken auf dem Schauspieler hafteten, daß sie der hinreißenden, feurigen Art lauschte, auf welche er die poesiereichen Reden des Schauspiels vortrug. Seine Aufmerksamkeit richtete sich alsbald auf das entzückte Mädchen, und so oft es sich im Verlaufe des Schauspiels traf, daß er vor dem Publikum erschien, hafteten seine Augen bei vielen der schönsten Stellen seiner Rolle mit Absicht auf Ida's Antlitz, deren Wangen sich bei seinen Worten und Blicken immer tiefer roth färbten, deren Augen immer glühendere Blitze schossen.

Nach Beendigung des Theaters fragte der „Stern"

einen seiner Freunde, wer jenes enthusiastische Kind im ersten Range gewesen sei. Es wurde ihm gesagt, und da er in den vornehmsten Zirkeln der Stadt entrée hatte, so fand er bald Mittel und Wege, sich in die Familie Mr. Reed's einführen zu lassen. Der einfache, ahnungslose Greis und der edelgesinnte Jüngling hatten nicht den geringsten Verdacht, daß jener Mann von böser Absicht geleitet werden könnte und gewährten dem Elenden, dessen Name Vinton war, die edelste, unbeschränkteste Gastfreundschaft. Während der ganzen Dauer seines Engagements in jener Stadt setzte er den vertraulichsten Verkehr mit der Familie fort. Er erlangte eine so vollkommene Herrschaft über den Willen und das Geschick seines erkorenen Opfers, daß sich ihm beim Ablaufe seines Engagements durchaus keine Hindernisse in den Weg stellten, um das Mädchen zu bewegen, ihm als compagnon de voyage nach Europa zu folgen. Leider war es nicht leidenschaftliche Liebe allein, welche ihn hierzu bewog, sondern Eitelkeit und Habsucht ließen es ihm ebenfalls höchst wünschenswerth erscheinen, die schöne, reichbegabte Ida mit sich fortzuführen.

Außer ihrer auffallenden Schönheit besaß Ida ein unvergleichliches Talent für Musik, eine Stimme von herrlichem Schmelz und Kraft, gepaart mit einem Ausdrucke im Vortrage, der sich nicht beschreiben läßt, den man aber begreifen kann, wenn man ihr Bild gesehen hat. Vinton kannte den vollen Werth jener Gaben; er war es, der sie einst den „Dämon der Musik“ genannt

hatte. Es schmeichelte seiner Eitelkeit im höchsten Grade, wenn er daran dachte, daß er den bedeutendsten Theatern der größten europäischen Städte einen neuen „Stern" von herrlichstem Glanze zuführen würde, einen Stern, den er noch überdies sein Eigen nennen konnte, ohne durch die Bande der Ehe an ihn gefesselt zu sein. Seine Habsucht zählte schon im Voraus die unermeßlichen Summen, welche Ida verdienen und die ihre kindliche Unkenntniß der Welt ihm allein zur willkürlichen Verfügung stellen würde.

Und dieser gemeine, elende Mensch war es, den die enthusiastische Ida mit all' den Tugenden schmückte, von denen er mit so blühender Beredtsamkeit zu deklamiren verstand, — um seinetwillen hatte sie Vaterland, Heimath, Freunde und Verwandte, ihren guten Ruf und die Ruhe des Herzens geopfert und war ihm nachgefolgt.

Die Bestürzung der Reed's, als sie Ida's Flucht entdeckten, war unbeschreiblich. William gelobte in dem ersten Sturme des Zornes: „Wenn Vinton's Pfad je wieder den meinigen kreuzt, will ich ihn niederschießen, wie einen tollen Hund, — will ihn im Staube zertreten, wie eine giftige Schlange!"

Einige Zeit lang fanden die Freunde Ida's ihren Namen häufig in Zeitungen erwähnt. Bald hatte sie das Publikum London's begeistert, bald hatte sie in Paris, bald in Wien Triumphe gefeiert, allein seit zwei Jahren war ihres Namens nicht mehr Erwähnung gethan worden. Es schien, als hätte sie ihre Laufbahn

am Himmel der musikalischen Welt gleich einem glänzenden Meteor durchwandert, der durch seine Pracht und Schönheit Aller Blicke auf sich zieht, und dann in unerforschliche Dunkelheit und Vergessen zurücksinkt.

Kurze Zeit nach Ida's Flucht verheirathete sich William Reed mit Emily May. —

Nach diesem langen und düsteren Umwege wollen wir nun wieder in den angenehmen, kleinen Familienkreis, mit dem ich meine Leser schon bekannt gemacht habe, zurückkehren.

Der alte Herr schloß die Bibel, in welcher er gelesen hatte, nahm seine Brille ab und legte sie mit dem Buche auf den runden Tisch. Der junge Mann zog hierauf eine Zeitung aus seiner Tasche und begann aus derselben mit lauter Stimme vorzulesen. Hier unterhielt er seine Zuhörer mit einer Rede, die im Kongreß gehalten worden war; hier mit dem Berichte einer verheerenden Feuersbrunst; dann las er ihnen von dem Verfahren irgend eines Mäßigkeitsvereines, oder eine Kritik über einen oder den anderen beliebten Redner vor, und in all' diesen verschiedenen Gegenständen wurde er häufig von den kritisirenden Reden des Greises unterbrochen, ja selbst die träge Schönheit auf dem Sopha warf diese oder jene Bemerkung dazwischen. Unter Anderem kam auch endlich ein Bericht über die feindliche Bewegung zweier junger Leute in der Straße, welche mit dem Tode des Einen und der Verhaftung und Einkerkerung des Anderen geendet hatte. Diese

Begebenheit war in einer fernen Stadt vorgefallen. Der Artikel wurde ohne Zwischenbemerkungen gelesen und angehört, — es war ja etwas so Gewöhnliches! — und der Vorleser ging zu andern Angelegenheiten über, bis er mit der Zeitung zu Ende war, sie zusammenfaltete und weglegte.

Nicht die leiseste Ahnung flüsterte in dem Herzen jenes stolzen, jungen Mannes, daß er selbst, ehe eine Stunde verging, der Gegenstand eines solchen Zeitungsartikels sein würde, daß vor Ablauf einer Stunde ein Blitzstrahl seinen häuslichen Herd treffen und seine Heimath in eine öde, verlassene Stätte umwandeln würde. —

Nachdem er das Zeitungsblatt weggelegt hatte, erhob er sich und griff nach seinem Hute, um auszugehen. Die indolente Schöne erhob sich mit Anstrengung von ihrem bequemen Plätzchen, ging in das Speisezimmer, mischte dort ein Glas Branntwein und Wasser, welches sie in das Wohnzimmer brachte, und es ihrem Gatten hinreichte, indem sie sprach:

„Trinke dies, mein Freund, es wird Dich gegen die Kälte schützen."

Der junge Mann dankte ihr und leerte das Glas auf einen Zug. — Es wäre besser gewesen, wenn sie ihm jenes Glas Branntwein nicht gegeben hätte!

In einer benachbarten Straße, nicht weit von der Behausung Reed's, begegneten sich zwei junge Männer und gingen an einander vorüber; im nächsten Augen-

blicke wendete sich der Eine von ihnen schnell um, legte die Hand ziemlich unsanft auf die Schulter des Anderen, drehte ihn mit Gewalt herum, so daß sie einander gegenüber standen. Er rief: .

„Ha! Schurke, hat der Teufel Dich endlich einmal verlassen und Dich meiner Rache in den Weg geführt?"

Der Fremde trat einen Schritt zurück, warf den Kopf hochmüthig empor, und sprach finster, obgleich mit vollkommener Selbstbeherrschung:

„Wer sind Sie, Herr? Was bezwecken Sie mit einem solchen Anfalle eines gebildeten Mannes?"

„Wer ich bin? Ida's Rächer, — der Rächer Deines Opfers! — Wer ich bin? Dein Henker!" rief William Reed.

„Ah!" entgegnete der Fremde, sarkastisch lachend, „jetzt erkenne ich Sie; der wahnsinnige Liebhaber jenes einfältigen Mädchens, das so lange um ein gewisses, glänzendes Licht flackerte, bis seine Schwingen davon versengt wurden. Nun, was haben Sie denn vor?"

„Elender! — Züchtigen will ich Dich, wie Du es verdienst!"

„Hahaha!" lachte Vinton, denn er war der Fremde. „Nun gut, fangen Sie nur damit an, aber schnell, denn die Hochzeitsgäste und meine Braut erwarten mich mit Ungeduld."

„Sarkastischer Teufel! Du wirst nicht zu Deinen Hochzeitsgästen gehen, — wirst Deine Braut nicht um-

armen. Antworte mir, denn Dein Leben hängt von Deiner Antwort ab: Wo ist Dein Opfer?"

„Ich möchte Ihnen nicht gern Leid zufügen, mein guter Bursche," sprach Vinton mit kalter Verachtung. „Lassen Sie mich gehen."

Reed erhob eine Pistole und legte auf Vinton an, während er zwischen den Zähnen zischte:

„Wo ist Ida de Roz:a?"

„Wissen Sie dies wirklich nicht? Sind Sie ihr niemals zufällig Abends in den Straßen begegnet?"

„Teufel!" keuchte Reed. „Du erbärmlichster aller Teufel, die je auf Erden erschienen sind! Wo ist sie? Sage mir es, und dann geh' wieder hinab, zur Hölle!"

„Sie finden sie wahrscheinlich in Five Points," entgegnete Vinton, indem er sich plötzlich von Reed losmachte und an ihm vorüberging.

Außer sich vor Leidenschaft erhob Reed seine Pistole und feuerte.

Vinton stürzte, durch das Herz getroffen, zu Boden. Es sammelte sich sogleich eine große Menschenmenge; der Mörder gab sich selbst zu erkennen und wurde in das Gefängniß geführt.

Jetzt aber zu einer anderen Wohnstätte, über welcher die verderbenbringende Gewitterwolke schwebt, ohne einen warnenden Schatten zu werfen. Es war ein ansehnliches Gebäude, aus dessen hohen Fenstern Ströme

blendenden Lichtes flossen. In seinen Räumen ertönte rauschende Musik; vor der Einfahrt hielt eine große Anzahl eleganter Equipagen.

Agnes Ray, die einzige Tochter und Erbin jenes Hauses, sollte heute vermählt werden.

Treten wir in das Ankleidezimmer der Braut, das im ersten Stocke des Hauses liegt; jene schöne Mahagonithüre zur Rechten führt uns gerade hinein. Man könnte fast glauben, in dem Gemache irgend einer königlichen Schönen des Morgenlandes zu sein. Hohe Spiegel in polirten Rahmen der kostbarsten Holzarten geben die prachtvollen Geräthe des Zimmers vervielfältigt wieder. Die Fenster werden von schweren, rothseidenen Gardinen eingerahmt; Ottomanen und Kissen vom schwersten Sammet stehen und liegen zerstreut auf dem weichen Teppiche. Frische Blumen blühen in kostbaren Porzellanvasen und erfüllen die Luft mit dem lieblichsten Wohlgeruche.

Aber die Braut! — Sie steht vor einem der großen Spiegel und eine Dienerin ist damit beschäftigt, die reiche Brauttoilette zu beendigen, indem sie einen Zweig von Orangenblüthen in die glänzenden Locken windet. Sie steht vor dem Spiegel, allein ihre Blicke sind nicht auf die schöne, königliche Gestalt gerichtet, welche ihr aus demselben entgegenstrahlt. Die großen, schwarzen Augen werden durch die langen Augenwimpern verschleiert; um die vollen Lippen spielt ein seliges Lächeln, ein rosa Schimmer bedeckt die runden Wan-

gen. Das ganze Gesicht athmet in stiller, inniger Freude. Da nähert sich Jemand, ein Arm schlingt sich um die Taille der schönen Agnes und eine sanfte, flüsternde Stimme ertönt, an die Brautjungfern gerichtet, welche sich im Ankleidezimmer befanden:

„Lassen Sie uns einige Augenblicke allein, meine Theuren; erwarten Sie in dem Saale die Ankunft des Bräutigams und seiner Freunde, die nicht lange mehr ausbleiben können. Der Bischof ist schon in dem Salon."

Die jungen Damen zogen sich zurück und ließen Agnes mit ihrer Mutter allein. Diese Dame stand noch in der Blüthe ihrer Jahre und ihrer Schönheit; ihre anmuthige, majestätische Gestalt wurde durch eine reiche und geschmackvolle Toilette auf das Vortheilhafteste gehoben. Sie zog Agnes an ihr Herz und sprach, durch die hervorquellenden Thränen lächelnd:

„Du bist sehr, sehr glücklich, nicht wahr, mein einziger Liebling?"

„Furchterregend glücklich, beste Mama! Ich zittere immer, daß mein Glück nicht von langer Dauer sein werde. Ist das nicht räthselhaft? Es ist mir, als ob ich einen seligen Traum hätte, aus dem ich beständig fürchte, erweckt zu werden."

„Mögest Du lange träumen, meine Agnes!"

Mutter und Tochter hielten einander einige Minuten lang stillschweigend umschlungen; ihre Herzen waren zu voll, ihr Geist zu aufgeregt, um zu sprechen. Endlich

vernahm man in der Vorhalle Schritte und lebhaftes Sprechen; die Mutter umarmte ihre Tochter, machte sich dann sanft von ihr los und sprach:

„Sie sind gekommen, Agnes. Bist Du ganz fertig, mein Mädchen?"

„Ganz fertig und bereit, theure Mama."

„Dann will ich die Mädchen hereinrufen. Die Leute in der Halle machen, wie mir scheint, mehr Geräusch, als nöthig ist. Das ist wirklich im höchsten Grade unpassend."

Die Dame ging auf die Thüre zu. Die Schritte und die Stimmen näherten sich dem Zimmer, es sprach Jemand in hastigem, unterdrücktem Tone:

„Oh, nicht hier herein! Nicht hier herein! Dies ist Miß Ray's Zimmer!"

In demselben Augenblicke stieß eines der jungen Mädchen in der Vorhalle einen Schrei aus. Die Thüre ward aufgerissen und Fanny, die jüngste der Brautjungfern, stürzte in das Zimmer und rief:

„Oh, Mrs. Ray! Mrs. Ray! Mr. Vinton ist ermordet worden! — Ein Mann hat ihn auf der Straße durch das Herz geschossen, — man bringt ihn eben hier herein!"

Es entstand, noch während sie sprach, eine hastige Bewegung und man trug die blutbefleckte, entstellte Leiche Vinton's in das Zimmer. Mit einem gellenden Schrei, als habe sie eine tödtliche Wunde empfangen, stürzte Agnes zu Boden.

„Oh, Gott, welche furchtbare Unvorsichtigkeit! Sie haben mein Kind getödtet!“ stöhnte Mrs. Ray, als sie auf ihre bewußtlose Tochter zueilte und sie in ihren Armen auf eine Ottomane trug. Die Männer hatten sich bestürzt aus dem Zimmer entfernt und ihre schreckliche Last wieder mit hinausgenommen.

Jetzt trat auch Mr. Ray, der Vater der Braut, ein, ging auf das Lager seiner Tochter zu, und während er der Ohnmächtigen allen möglichen Beistand leistete, stattete er seiner Gattin einen hastigen Bericht von dem Auftritte auf der Straße und von dessen unseligem Ende ab, so wie er es von Andern vernommen hatte. Die todtenähnliche Ohnmacht der unglücklichen Agnes war von so langer Dauer, daß man es für rathsam hielt, einen Arzt herbeirufen zu lassen, der zu gleicher Zeit mit dem Leichenbeschauer und dessen Begleitern eintraf, während die Hochzeitsgäste sich eilig entfernten. Ziehen wir uns mit ihnen zurück und suchen das trauliche Wohnzimmer auf der D-Straße wieder auf.

„Rufe die Dienerschaft herein, liebe Emily, wir wollen unsere Abendandacht halten,“ sprach der Greis.

„Willst Du nicht ein wenig länger auf William warten, Vater? Du weißt, er stellt unsere Geduld nicht oft auf die Probe.“

„Nein, meine Liebe. Es ist zwölf Uhr, und es bekommt mir nicht, wenn ich so spät aufbleibe.“

Die Dienstleute wurden hereingerufen, die Abendandacht gehalten, worauf der alte Herr seine Lampe

nahm, um sich zur Ruhe zu begeben. Ehe er das Zimmer verließ, wendete er sich noch einmal zu Emily:

„Emily, mein liebes Kind, bleibe nicht auf, Du schadest damit Deiner Gesundheit. Geh' zu Bett, Liebe."

„Ja, ich gehe, Vater," antwortete sie.

„Du bist keine jener unruhigen Frauen, die voller Angst und Aufregung sind, wenn der Mann nicht zur gewöhnlichen Zeit nach Hause kommt."

„Nein, wirklich nicht, lieber Vater; aber ist dies etwas Sonderbares?"

„Nein, es liegt in Deinem ruhigen, heiteren Temperamente, Liebe."

„Und doch würde ich lieber aufbleiben und auf William warten, wenn er mich nicht gebeten hätte, dies zu unterlassen, und obgleich er mir nie ein unfreundliches Wort sagt, sieht er doch stets unzufrieden aus, wenn er findet, daß ich um seinetwillen munter geblieben bin."

Emily ging zu Bett und da sie länger als gewöhnlich gewacht hatte, versank sie bald in tiefen Schlaf. Der Morgen dämmerte bereits durch die Fenster, als Emily erwachte. Als sie das Bett ihres Gatten unberührt sah, fiel ihr der Gedanke an seine unerklärliche Abwesenheit gleich Blei auf das Herz. Sie erhob sich und blickte umher, allein keine Spur seiner Gegenwart, kein Hut, kein Stock, oder Handschuhe waren zu ent-

decken. Voll Unruhe zog sie die Klingel und begann sich anzukleiden. Ihr Mädchen kam herein.

„Ist Mr. Reed unten?“ fragte Emily.

„Nein, Madame,“ lautete die Antwort.

Mit einer Centnerlast von Sorge auf dem Herzen und doch zu zartfühlend, um fernere Fragen über die geheimnißvolle Abwesenheit ihres Gatten an die Diener zu richten, vollendete Emily ihre Toilette und ging dann in das Frühstückszimmer hinab. Die Fenster dieses Gemaches gingen auf die Straße heraus. Sie nahm an einem dieser Fenster Platz und blickte auf das Trottoir hinab. Auf diese Weise schlichen drei lange, schwere Stunden hin, bis endlich das Frühstücksgeschirr hereingebracht ward und bald darauf der alte Herr in seinem Schlafrocke und Pantoffeln herunter kam. Er setzte sich an den Tisch und sprach, zu Emily gewendet:

„Komm, meine Liebe, gieb mir eine Tasse Kaffee. Aber wo ist denn William? Noch nicht aufgestanden? Um welche Zeit ist er denn heute Nacht nach Hause gekommen? Aber Du siehst wirklich leidend aus, meine Liebe. Was fehlt Dir denn?“

„Ach, Vater,“ entgegnete Emily, indem sie ihren Platz am obern Ende des Tisches einnahm, „William ist heute Nacht gar nicht nach Hause gekommen, er ist jetzt noch nicht da und ich bin sehr unruhig.“

„Kannst Du Dir irgend eine Veranlassung denken, die ihn die ganze Nacht zurückgehalten hat?“

„Nein, durchaus nicht; ich wünschte, daß ich es könnte, Vater."

„Er ist niemals auf so unerklärliche Weise abwesend geblieben?"

„Ja, einmal; weißt Du, Vater, als er ganz unerwartet von einem dritten Orte abgerufen wurde, um bei einem sterbenden Freunde zu wachen; er schickte damals durch einen Knaben eine kurze Notiz, welche der Knabe jedoch nie überbracht hat und wodurch ich in die größte Unruhe versetzt wurde."

„Ja, ich entsinne mich. Oh, es wird jedenfalls wieder etwas Aehnliches vorgefallen sein, verlaß Dich darauf. Wir werden ihn gewiß bald sehen, oder doch wenigstens Nachricht von ihm erhalten. Deine Unruhe ist ganz grundlos, denn, natürlich, wenn ihm irgend ein Unglück widerfahren wäre, so würdest Du es schon längst erfahren haben. „„Schlechte Nachrichten wandern schnell,"" wie Du wohl weißt, mein Kind."

Ja, „schlechte Nachrichten wandern schnell," aber nicht solche Nachrichten, als diejenigen es waren, welche dieser unseligen Familie harrten. War es nicht seltsam, daß, während die ganze Stadt von Nichts, als dem Morde und den Namen der Betheiligten sprach, gerade die Familie, welche von diesem Ereignisse am Schwersten betroffen wurde, nicht die geringste Ahnung davon hatte. Und doch kann man es leicht erklären. Alle Freunde und Bekannte hatten von dem Vorfalle gehört, allein sie Alle hielten es für ausgemacht, daß

die betreffende Familie eine genauere Kenntniß der näheren Umstände haben müßte, als irgend ein Anderer; Alle fürchteten, sich der Gattin und dem Vater des Unglücklichen in den ersten Stunden ihres tiefen Kummers aufzudrängen.

„Und so glaubst Du, daß kein Grund zur Besorgniß vorhanden sei, lieber Vater?"

„Gewiß nicht, meine Liebe. Nun schenke mir meinen Kaffee ein, Emily."

Sie that, was er begehrte, allein ihre eigene Tasse blieb leer.

„Sind dies die Morgenzeitungen, Job?" fragte der alte Herr den Diener, als dieser ihm mehrere Zeitungsblätter übergab.

„Ja, Herr," antwortete der Diener.

Der alte Herr nahm eines der Blätter und begann es zu lesen. Spalte auf Spalte ließ er die Revue passiren, endlich fiel sein Auge auf einen Artikel und haftete starr darauf.

„Mein Gott!" rief er. „Was ist das?"

Das Zeitungsblatt sank zu Boden, er vergrub den Kopf zwischen seinen Händen und stöhnte laut.

„Was ist denn, mein lieber Vater?" fragte Emily ängstlich.

„Ich bin krank, Emily, ich bin krank. Ich will hinausgehen in die frische Luft," entgegnete der arme, alte Mann, indem er das Zimmer verließ, um darüber nachzudenken, auf welche Weise er Emily die Nachricht

beibringen sollte, welche er selbst zuerst durch die Spalten der Zeitung erhalten hatte und um mit sich zu Rathe zu gehen, was er zunächst für seinen unglücklichen Sohn thun könnte.

Das Blatt, welches seinen Händen entfiel, war unbeachtet auf dem Teppiche liegen geblieben. Emily hob es auf und suchte darin nach der Ursache von des Vaters Aufregung, ohne dabei nur die leiseste Ahnung von der Wahrheit zu haben.

Der Greis saß in seinem Zimmer, den Kopf in beide Hände gestützt, über welche das silberweiße Haar herabhing; da berührte eine sanfte Hand seine Schulter und eine liebliche Stimme flüsterte:

„Ich weiß jetzt Alles, lieber Vater. Laß uns zusammen in das Gefängniß gehen.“

Der alte Herr blickte auf und gewahrte Emily, die bleich und sorgenvoll, aber ruhig und gefaßt hinter ihm stand.

„Es gewährt mir eine große Beruhigung, daß Du dies so gelassen erträgst, Emily,“ sprach der Vater, der ihr im Stillen Gefühllosigkeit vorwarf, bis er in ihr Gesicht blickte und sich von seinem Irrthume überzeugte.

Wir haben schon angedeutet, daß Emily Reed keine jener nervösen Naturen war, welche ihre Gefühle durch lebhafte Aeußerungen kund geben, oder sich in leidenschaftlichen Ergießungen ihres Kummers ergehen. Es kamen bei ihr weder Ohnmachten, noch Schmerzensschreie,

oder Händeringen vor, ja nicht einmal die Stirne zog sie in düstere Falten, noch bebten ihre Lippen, — und doch lag auf jenem marmorbleichen Angesichte ein Ausdruck herzbrechenden Kummers, der jedem Beobachter schmerzlicher als alles Andere auffallen mußte.

Wir wollen nicht bei dem Wiedersehen William Reed's und seiner Familie verweilen; es genüge zu sagen, daß er sehr erschüttert war, daß der alte Herr weinte, und daß Emily, bei aller anscheinenden Ruhe, am Schmerzlichsten litt. Es wurde Emily gestattet, daß sie bei Tag oder Nacht so viele Stunden in der Zelle ihres Gatten zubringen durfte, als es ihr die Sorge für ihre Kinder möglich machte.

Der Tag, an welchem der Gerichtshof seine Sitzung halten sollte, rückte näher und näher. William Reed's Freunde wurden immer ängstlicher, je mehr dieser Zeitpunkt nahte, obgleich sein Advokat mit der größten Zuversicht die Hoffnung aussprach, daß er ein ehrenhaftes Urtheil veranlassen würde. Seine Anhänger sprachen diese sanguinischen Erwartungen unvorsichtiger Weise aller Orten laut aus und erregte dadurch eine lebhafte Opposition. Sowohl von der Seite des Volkes, als der Presse erfolgten mancherlei Angriffe auf sie.

„Ja, ja," hieß es, „er ist ein Schuft in Glacéehandschuhen und kann deshalb thun, was ihm beliebt!"

„Einer von den „oberen Zehntausend," und hängen! Ei, wäre er nur ein armer Mann gewesen, so hätte man weder auf Richter noch die Jury gewartet,

sondern ihn an den ersten, besten Laternenpfahl aufgehängt!“

„Ganz gewiß, aber er ist ein Krümchen von der „Oberrinde,“ und das Gesetzbuch wurde nur für die Armen entworfen.“

Der Tag des Verhörs erschien. Da die öffentliche Meinung so sehr gegen den Gefangenen eingenommen worden war, hielt es schwer, daß eine unparteiische Jury zusammenberufen wurde; endlich gelang es aber, und der Prozeß nahm seinen Anfang. Die Zeugen Seitens des Staates bestanden hauptsächlich aus Personen, welche nur das Ende des Streites gesehen hatten, allein trotz Alledem war das Zeugniß, welches sie ablegten, noch nicht verderbenbringend für den Angeklagten. Gegen den Schluß der Sitzung wurde jedoch ein Zeuge aufgerufen, welcher beschwor, er habe an einem bestimmten Tage gehört, daß der Angeklagte mit einem Eide erklärte, er wolle Vinton, wenn er demselben je wieder begegnete, „wie einen tollen Hund niederschießen,“ wolle „ihn im Staube zertreten, wie eine giftige Schlange.“ Hiermit waren die Aussagen der Staatszeugen zu Ende und der zweite Tag war geschlossen. Am dritten Tage wurde die Vertheidigung eingeleitet, die sehr geschickt geführt ward und zwei Tage lang dauerte. Am Abende des vierten Tages, vom Beginne der Untersuchung an, wurde der Fall endlich der Jury übergeben.

Als sich die Jury am nächsten Tage versammelte,

war der Saal von Menschen überfüllt, denn man erwartete den Urtheilsspruch. Die Menge verharrte in athemloser Spannung. Siehe, da werden die Thüren geöffnet und der Vorsitzende der Jury tritt ein, gefolgt von seinen Kollegen. Er trägt eine versiegelte Schrift in der Hand, und überreicht sie dem Richter auf der Gerichtsbank. „Es ist das Urtheil."

Beobachten wir den Angeklagten, der neben seinem Anwalte sitzt. Er ist vollkommen ruhig; sein Benehmen zeigt von großer Fassung, ohne jedoch dabei die geringste Affektation von Gleichgültigkeit oder Stoicismus an den Tag zu legen, denn seine Blicke haften unverwandt auf dem Richter, während dieser die Schrift in Empfang nimmt. Die freundlicher Gesinnten unter der Menge im Gerichtssaale und unter den Berichterstattern auf jenen Bänken werden sein Benehmen wahrscheinlich als ein würdiges, gefaßtes schildern, während die feindlich Gestimmten den Gefangenen als einen verhärteten und gefühllosen Menschen darstellen werden. Aber man blicke nur schärfer hin, und man wird sich überzeugen, daß dem nicht so ist. Seht nur den ängstlich forschenden Blick in dem Auge des Gefangenen, als der Richter sich erhebt, — bemerkt nur, wie der hektische, rothe Flecken von seiner marmorbleichen Wange verschwindet, wie ein leichtes Zittern seinen Körper erschüttert. Neben ihm sitzt seine Gattin und sein greiser Vater. — Aber nein, blickt nicht hin auf jene Gruppe, es macht Euch nur weich. Der Richter hat

sich erhoben, sein Antlitz trägt einen strengen und traurigen Ausdruck.

„Laßt den Gefangenen in die Schranken treten.“

So war denn Alles vorüber!

Reed erhob sich, nachdem er die Hand seines Weibes, welche in der seinen ruhte, innig gedrückt hatte, und begab sich in Begleitung eines Beamten an den bezeichneten Platz. Der Richter wendete sich an den Gefangenen:

„William Harvey Reed! Sie sind auf Grund des furchtbaren Verbrechens eines Mordes in strenger und unparteiischer Untersuchung gewesen, und in Uebereinstimmung mit den Zungenaussagen hat eine Jury, die aus den geachtetsten Ihrer Mitbürger bestand, ihr Erkenntniß auf „Schuldig“ abgegeben. Es ist demnach meine schmerzliche Pflicht, Ihnen den Ausspruch der Gesetze kund zu thun.“

Indem er sein Haupt mit der schwarzen Mütze, — jenem geringfügigen und doch so furchtbaren Gegenstand — bedeckte, fuhr er fort, das Todesurtheil vorzulesen.

Ein derartiges Urtheil mit all’ seinen peinlichen Einzelnheiten ist gewiß einem Jeden so bekannt, daß es hier nicht angeführt zu werden braucht; fast jedes Kind weiß es auswendig. William Reed vernahm es, ohne mit den Wimpern zu zucken, und als am Schlusse der Richter sprach: „Führt den Gefangenen fort,“ wendete er sich mit vollkommener Selbstbeherrschung um, und

stellte sich unter die Obhut der Gerichtspersonen, die ihn erwarteten.

Als er bei seiner Gattin vorüberkam, die an der Schulter seines Vaters lehnte, fragte er:

„Ist sie ohnmächtig?“

Der Greis blickte mit verwirrtem Lächeln auf. Er war blödsinnig geworden!

„Es ist besser so, — viel besser,“ stöhnte William Reed, als er den Beamten aus dem Saale folgte.

Es wurde ein Bittschreiben aufgesetzt, welches man, nachdem Hunderte der angesehensten Bürger der Stadt ihre Unterschrift dazu gegeben hatten, an den Gouverneur absendete. Allein das Volk war auf das Aeußerste gegen den Verurtheilten erbittert; es verlangte sein Leben, — es wollte ein Schauspiel haben! Es war eine allgemeine Gährung. Die Begnadigung wurde verweigert, der Befehl zur Vollstreckung des Todesurtheils unterzeichnet, und der Gouverneur stieg in der allgemeinen Beliebtheit.

Zeitig am Morgen, ungefähr zwei Monate nach seiner Verurtheilung, saß Reed auf dem Rande seines Bettes, und Emily kniete neben ihm, eine aufgeschlagene Bibel lag vor ihr auf dem Bette, da trat der Gefängnißwärter und der Sheriff mit der letzten Entscheidung des Gouverneurs und dem Todesurtheile ein. Reed ahnte bei ihrem Erscheinen den furchtbaren Zweck ihrer Sendung, und um seiner Gattin diese neue Prüfung zu ersparen, wendete er sich zu ihr und sprach:

„Liebe Emily, ich muß Dich damit bemühen, daß Du hinausgehst, und mir etwas Schreibepapier zu verschaffen suchst.“

Emily erhob sich, um seinem Wunsche nachzukommen und ging auf die Thüre zu; als sie jedoch die Männer schärfer in's Auge faßte, blieb sie plötzlich stehen, kehrte dann an die Seite ihres Gatten zurück, und rief, indem sie ihren Arm um ihn schlang, als wolle sie ihn vor jedem Leide schützen:

„Es harrt Deiner eine neue Prüfung, theurer William, und ich muß dableiben, um sie Dir tragen zu helfen. Alles, was Dir auferlegt wird, muß ich mit Dir zu theilen suchen.“

„Emily,“ sprach Reed, „Du hast Dich bis jetzt nie geweigert, meinen Wünschen nachzukommen und wirst Du es jetzt thun, wenn ich Dich nochmals bitte, mich mit diesen Herren allein zu lassen?“

„Nein, ich werde gehen,“ erwiederte Emily und schwankte durch das Zimmer, zur Thüre hinaus, in den Korridor, wo sie, gänzlich erschöpft, auf eine Bank sank.

Seit wir Emily unseren Lesern zum ersten Male vorgeführt haben, ist eine fürchterliche Veränderung mit ihr vorgegangen. Die schönen Formen ihrer Gestalt und des Gesichts waren verschwunden, ihre Figur war gebeugt und schwankte vor Schwäche, das Gesicht war bleich, die Augen tief eingesunken, und die Backenknochen traten spitz hervor. Ihr Benehmen war jedoch

stets ruhig, die Worte, welche sie sprach, klangen aufmunternd und tröstend, so daß viele Leute meinten:

„Wie wenig Eindruck diese Prüfungen auf sie machen! Ich würde denselben erliegen.“

Solche Leute konnten aber nur höchst oberflächliche Beobachter sein. — Es gab Einen, der es besser wußte, der mit ängstlicher Sorge darauf achtete, wie diese aufopfernde Gattin Tag für Tag mehr verfiel; Einer, der da wußte, daß sie weder bei Tag rastete, noch bei Nacht ruhte; Einer, der es fühlte, daß sie starb; — und doch waren ihre Worte stets trostreich, ihr Lächeln blieb stets gleich sanft und liebevoll, denn sie konnte lächeln, wenn sie vom Glauben, von Hoffnung, von Gott sprach!

Nach Verlauf einer halben Stunde kamen die Herren wieder aus der Zelle heraus und ließen den Gefangenen ohne einen Schimmer irdischer Hoffnung zurück. Als sie den Korridor verlassen hatten, ging Emily wieder in das Gefängniß ihres Gatten.

„Komm hierher, meine Theure. Ich darf Dir nicht länger trügerische Hoffnungen vorspiegeln. Mein Loos ist gefallen.“

Wenn der Todesstreich auch mitten durch Emily's Herz traf, so verrieth sie es doch durch kein äußeres Zeichen. Sie setzte sich auf die Fußbank, welche vor ihm stand, nahm seine beiden Hände in die ihren, sah ihm in's Gesicht, und sprach mit fester, obgleich leiser Stimme:

„Ich weiß es, mein Freund, ich weiß es. Ich wußte es, als Du mich hinausschicktest; auf den Gesichtern jener Männer habe ich es gelesen. — Ach! schicke mich nicht wieder von Deiner Seite fort! Laß mich bei Dir bleiben und Dich zu trösten versuchen bis zum letzten Augenblicke. Du weißt ja, ich bin nicht nervös, wie Dein Vater zu sagen pflegte."

„Mag Gott Dich segnen und erhalten, Du, mein guter Engel! Es geschehe, wie Du es wünschest. Wir haben heute Montag. Benützen wir diesen Tag, um alle irdischen Angelegenheiten, welche meine Aufmerksamkeit erfordern, zu ordnen, und von morgen an laß uns unsere Gedanken von dieser Welt abwenden und sie entschlossen auf die Ewigkeit richten. Ich muß mit einem Rechtsanwalte sprechen und meinen letzten Willen aufsetzen. Die Kinder werde ich unter Deine und Dr. Hyde's gemeinsame Vormundschaft stellen. Aber Du, Emily — Ach, wenn ich daran denke, daß ich Dich so ganz schutzlos, in der unglücklichen Stellung der Wittwe eines Hingerichteten zurücklasse! — Und mein armer, alter Vater, den allzugroßer Kummer blödsinnig gemacht hat! Und die unschuldigen Kinder mit einem entehrten Namen —"

„Gott lebt," unterbrach ihn die liebevolle Stimme seiner Gattin. „Glaube und hoffe. Der alte Mann wird bald in Frieden ruhen. Ich werde es ertragen. Deine Kinder sollen sorgfältig erzogen werden. Fürchte weder für sie, noch für mich, denke nur an Dich allein,

an Alles, was Du noch zu wünschen hast, und dann wende Dich zu Gott."

Es war in der Nacht vor dem Tage, an welchem die Hinrichtung stattfinden sollte. Der Verurtheilte lag auf seinem Bette, in tiefen Schlaf versunken, das erste Mal seit vielen schlaflosen Nächten. Emily kniete vor seinem Bette, die Bibel lag aufgeschlagen vor ihr; sie hatte ihm aus diesem heiligen Buche vorgelesen, bis der Schlaf seine müden Augenlider geschlossen hatte. Endlich wurde die tiefe Stille durch Hammerschläge unterbrochen, die jedoch an Emily's Ohr unbeachtet vorüberhallten. Nach einer Weile stand sie auf und ging im Gefängnisse umher. Als sie am Fenster stehen blieb und hinausblickte, entschlüpfte ihr ein unterdrückter Schrei; sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, schwankte auf ihr niederes Lager zu und sank auf dasselbe nieder; von da warf sie sich auf die Kniee, faltete die Hände und betete:

„Oh, Gott! Noch nicht! — Noch nicht! Verschone und stärke Deine Dienerin noch einige Stunden länger, damit der Unglückliche, der Verurtheilte nicht den Tod seines Weibes sieht, daß er nicht die Tiefe ihrer Leiden wahrnimmt!"

Gestärkt durch dieses Gebet, erholte sich Emily allmälig wieder von den Folgen des Streiches, der ihren gebrechlichen Körper der Auflösung nahe gebracht hatte.

Obgleich der furchtbare Galgen in dem hellen Mondlichte seinen unheimlichen Schatten warf, obgleich ihr die Hammerschläge der Arbeiter, welche daran beschäftigt waren, in das Ohr schallten, bewahrte sich doch Emily ihre Fassung bis zum Morgen. Der Tag dämmerte kaum, als der unglückliche Gefangene erwachte. Da er Emily noch auf ihrem Lager erblickte, glaubte er, sie schliefe, und indem er dem Himmel im Stillen dafür dankte, beschloß er, so lange als möglich zu vermeiden, sie aus dem wohlthuenden Schlummer zu erwecken. Er erhob sich, kleidete sich schnell und leise an und sank dann auf die Kniee; in demselben Augenblicke stand auch Emily auf, kam zu ihm und kniete an seiner Seite nieder. Ihr Gebet war innig, aber nicht lang. Sie standen auf, — ihre Blicke begegneten sich.

„Fasse Muth, meine Theure," sprach William Reed. „Unsere schwere Prüfung wird nun bald vorüber sein, und wir fühlen dabei die schützende, helfende Hand Gottes, nicht wahr, Emily?"

„Ach, ja! Um wie viel barmherziger ist doch Gott, als die Menschen!" seufzte das arme Weib.

Eine Stunde verstrich, während die Gatten einander trösteten und ermuthigten, während sie gemeinschaftlich in der Bibel lasen und beteten. Nach Verlauf dieser Zeit trat der Gefangenwärter ein, begleitet von Dr. Hyde, ihrem geliebten Seelenhirten, dem alten Mr. Reed und den beiden Kindern des Gefangenen. Sie Alle waren gekommen, um von dem Verurtheilten Ab-

schied zu nehmen, Dr. Hyde ausgenommen, der bis zum letzten Augenblicke bei ihm bleiben wollte. Der ehrwürdige Geistliche drückte William Reed und Emily voll zärtlicher Theilnahme die Hand; der alte Mann warf sich in die Arme seines Sohnes und weinte laut. Um die entnervende Wirkung dieser traurigen Begegnung zu mildern, schlug der Priester ein gemeinschaftliches Gebet vor, worauf die kleine Familie noch einmal — zum letzten Male vereint — die Kniee vor dem Allmächtigen beugte. Als sie ihr Gebet beendigt hatten, nahm William Reed seinen Knaben und seine kleine Tochter auf den Schoos, der greise Priester nahm neben ihm Platz und führte von Zeit zu Zeit ermuthigende Bibelstellen an, welche er für diese traurige Gelegenheit geeignet hielt. Auf diese Weise hatten sie eine Stunde zugebracht, als der Gefangenwärter abermals erschien, um Dr. Hyde herauszurufen, der die Zelle auf einen Augenblick verließ, und als er wieder hereinkam, William Reed auf die Seite zog und ihn leise fragte:

„Soll ich Ihre Familie jetzt nach Hause bringen?"

„Wenn Sie dies thun wollen, — ja. — Ach, und erinnern Sie sich daran, ich lasse sie unter Ihrer Obhut zurück!"

Der Priester drückte ihm still die Hand, ging auf den alten Mann zu, der wieder in seinen Stumpfsinn versunken war und sprach:

„Wir wollen nun gehen."

Der Greis machte keine Einwendungen, und nachdem der Gefangene sie Alle nochmals innig umarmt hatte, verließen der Vater und die Kinder die Zelle. Emily blieb noch zurück. So war denn William Reed mit zwei geliebten, verehrten Wesen allein, welche am Meisten geeignet waren, ihm in dieser Stunde der bittersten Noth Trost und Stärke zu spenden. Allein es ward ihm nicht vergönnt, dies Glück während der wenigen Lebensstunden, die ihm noch blieben, zu genießen, denn nur zu bald ward ihre geheiligte Einsamkeit gestört. Die Thüre des Gefängnisses öffnete sich und es erschienen mit dem Sheriff die Gefangenwärter, zwei Geistliche verschiedener Konfession, einige Berichterstatter für Zeitschriften und ein Unterbeamter des Gefängnisses mit einem weiten, weißen Gewande über dem Arme und einer langen Mütze in der Hand. Dies sind nutzlose und grausame Beschimpfungen, welche, wie ich glaube, gedankenlos, an den ärgsten Verbrechern verübt werden. Warum darf sich eine Anzahl von Personen, welche nur elende Neugier antreibt, einem verurtheilten Menschen in den letzten Stunden seines Lebens aufdrängen? Warum muß ein Mensch sich in das Sterbegewand hüllen, während er noch am Leben ist?

Als jene Leute eintraten, stand der Gefangene in einem Theile der Zelle, welcher von der Thüre am Weitesten entfernt war und sprach mit Dr. Hyde und Emily. Bei ihrem Eintritte wendete sich William an Ersteren und flüsterte ihm zu:

„Sie müssen sie jetzt nach Hause bringen.“ Und zu Emily gewendet, fuhr er fort: „Emily, mein treues Weib! Komm noch einmal in meine Arme und richte Deinen Sinn auf Gott, meine Geliebte! Wir müssen uns jetzt trennen.“

Er zog sie in eine letzte, lange Umarmung an seine Brust, dann übergab er sie der Sorge Mr. Hyde's, der sie aus dem Zimmer führte, sie in den Wagen hob und mit ihr nach Hause fuhr. Während der Heimfahrt herrschte von beiden Seiten ein ununterbrochenes Schweigen. Als sie vor dem Hause anlangten, hielt der Wagen, die Thüre wurde geöffnet, Dr. Hyde stieg aus und half Emily beim Aussteigen. Da er sah, daß sie nicht stehen konnte, todtenbleich und kalt war und daß sie nur mit Mühe athmete, nahm er sie in seine Arme, trug sie hinauf in ihr Zimmer, legte sie auf ihr Bett und rief ihr Mädchen herbei. Emily schien im Sterben zu liegen; ihre Stirne war mit eiskalten Schweißtropfen bedeckt und sie rang nach Athem. Sie hatte noch nicht zu sprechen versucht, da sie aber sah, daß der Priester zögernd im Zimmer verweilte, rief sie mit matter Stimme in abgebrochenen Sätzen:

„Kehren Sie zu ihm zurück, — sagen Sie ihm nicht, daß ich sterbe, — trösten Sie ihn, — stehen Sie ihm bei — und wenn — wenn Alles vorüber ist, — kommen Sie zu mir.“

Mit Augen voll Thränen ging der Priester, um sich seines Auftrages zu entledigen. Er kehrte in die

Zelle des Verurtheilten zurück, betete mit ihm, tröstete und stärkte den Gefangenen, begleitete ihn auf das Schaffot, empfing seine letzten Wünsche, trug eine halbe Stunde später für seine sterblichen Ueberreste Sorge, und nachdem die Vorbereitungen zum Begräbnisse getroffen worden waren, eilte er zurück zu der Wittwe.

Er traf sie in gänzlicher Erschöpfung an, aber vorbereitet auf seine Wiederkehr. Sie wendete den starren Blick auf ihn. Er sagte ihr nichts, es war unnöthig; sie sah ihn an ihrem Lager stehen und wußte, daß Alles vorüber war.

Starb Emily Reed? — Leser! Das Herz, das seine Hoffnung in Gott setzt, wie traurig, wie hart es auch geprüft werde, bricht nie! Derjenige, dessen Gefühle stets unter der Herrschaft religiöser Grundsätze standen, kann wohl verwundet und gebeugt, aber niemals geknickt und vernichtet werden. Die Anspannung hatte lange gedauert, — die Natur hatte eine harte Probe bestehen müssen, wochenlang lag Emily Reed, zwischen Leben und Tod ringend, in einem Zustande nervöser Reizbarkeit, welcher ihr den Klang jedes Fußtrittes, jeden Schimmer des Tageslichtes in ihrem düsteren Zimmer unerträglich machte, und doch lebte sie. Es ist wohl der Mühe werth, zu beachten, daß, während Agnes Ray, das schwache, leidenschaftliche Kind, bei dem Anblicke der Leiche ihres Geliebten wahnsinnig wurde und ihre Eltern vereinsamt und kinderlos zurückließ, Emily Reed bei ihren unend-

lich härteren Prüfungen auf Gott vertraute, sie ertrug und am Leben blieb. Man glaube ja nicht, daß sie ihr Leben in müssiger Trauer und nutzlosem Grübeln verbrachte. Sie wußte, daß sie das Gedächtniß ihres Gatten nicht besser ehren konnte, als wenn sie sich mit starkem Muthe der geistigen und moralischen Bildung seiner Kinder widmete. Sie lebte und ihr Leben war reich, — reich durch die Liebe ihrer Kinder, reich durch die Achtung ihrer Freunde, reich an guten Thaten, reich an Hoffnung auf ein seliges Wiedersehen im Jenseits.

Ende.

Druck von C. H. Voigt in Penig.